



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

N^o. 39.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Acht Pfund.

Erzählung

von

Paul von Weisen.

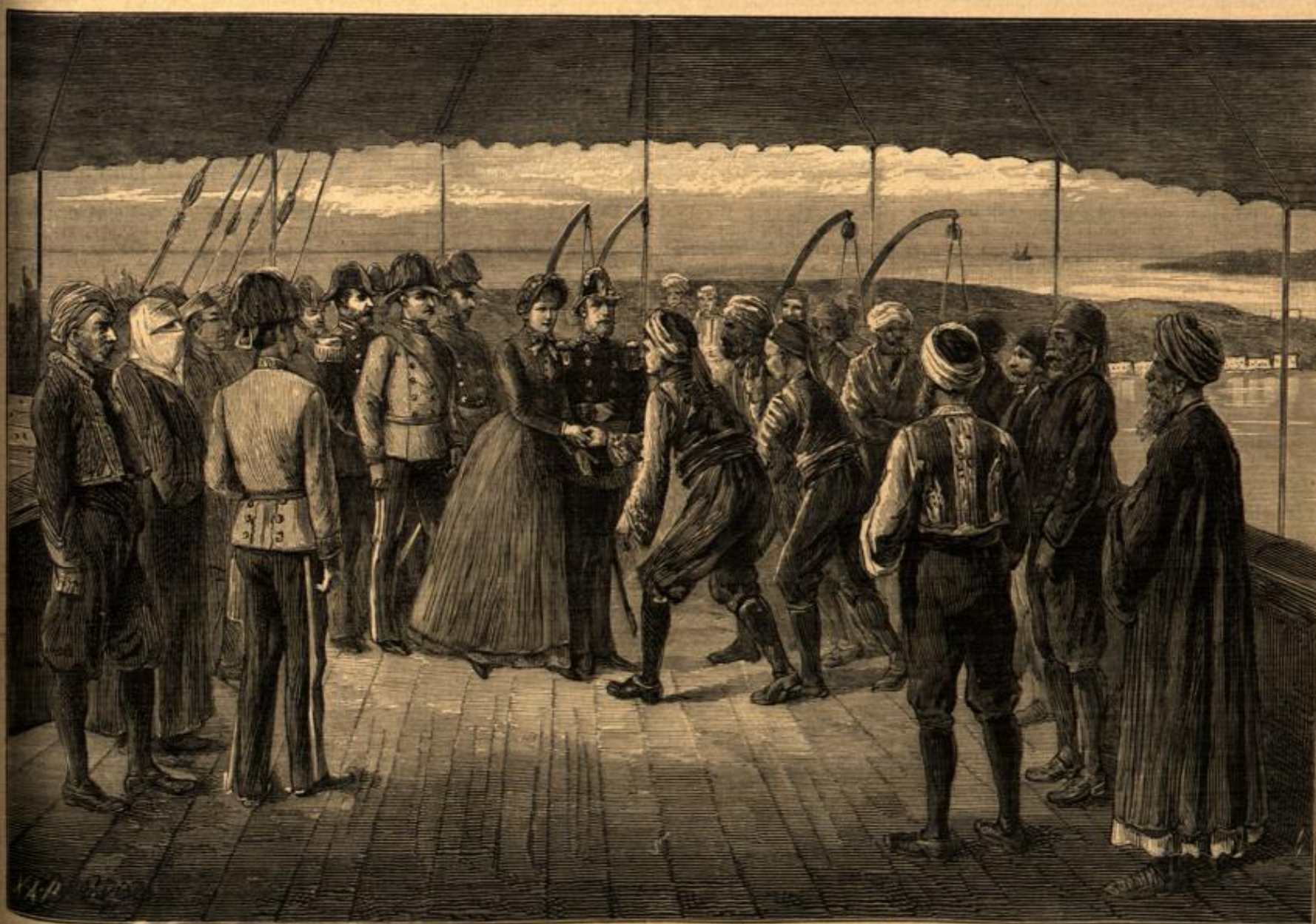
Drittes Kapitel.

Kaum jemals wohl mochte ein fröhlicheres Verlobungsfest gefeiert worden sein, als es die kleine Gesellschaft im Hotel zum Gemüths in Lengis beging. Gretli hatte mit geschickter Hand das Neueste geleistet, was die Küche des Hauses vermochte, dann hatte sie mit Hilfe der Mägde den Tisch in dem großen Wohnzimmer gedeckt, das der Schauplatz so wechselvoller Ereignisse gewesen war; die einfachen Blu-

men des Gartens schmückten die saubere Festtafel, und sie selbst hatte die fleidsame schwarze Sonntagstracht des Berner Oberlandes, mit den silbernen Ketten am Nieder und dem Bänderschmuck an den langen Haarschlechten, angelegt, welche ihr von bräutlichem Glüd strahlendes Gesicht doppelt reizend erscheinen ließen. Auch Joseph und der alte Lienhardt Kurrer trugen den Oberländer Sonntagsstaat, und der Alte ließ es sich nicht nehmen, den besten Wein seines Kellers für die Festtafel zu spenden, so sehr auch Charles Hellmann ihn bat, ihm das Getränk in Rechnung zu stellen, um seinen täglichen Ausgabebedarf von fünfzig Franken zu decken. Der alte Kurrer fand sich mit so guter Miene in die unerwartete Wendung der Dinge und schien mit seinem Schwiegersohn, der so plötzlich vom Bettelmaler, wie er ihn genannt hatte, zum wohlhabenden Hofbesitzer geworden, so zufrieden, daß man kaum begreifen

konnte, warum er vorher durch seinen heftigen Widerspruch so viel Kummer und Unruhe angestiftet und so viel Thränen hatte fließen lassen; freilich war der arme Joseph überstrahlt von dem Glanz eines für die Verhältnisse von Lengis namhaften Vermögens, und die Zaubermacht des Goldes verändert ja überall so schnell und überraschend das Angesicht der Menschen und der Dinge.

Das Fräulein von Hohenstein war völlig verändert, sie betrachtete die glücklichen Brautleute, welche über die Härte des väterlichen Eigensinns geseigt hatten, mit inniger, fast mütterlicher Theilnahme, und wehmüthige Rührung schimmerte in ihren Augen, wenn sie Gretli's wonnig verklärtes Gesicht ansah. Gegen Mr. Hellmann war sie zuvorkommend artig und bewies ihm eine vertrauliche Herzlichkeit, wie einem alten Bekannten; der junge Mann, der so leichten Herzens zwölfhundert Franken hingab, um zwei Men-



Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient: Empfang der herzogwinischen Deputation an Bord der „Miramar“ vor Gravosa. (S. 463.)

Nach einer Skizze von F. Schlegel.

schmerzen glücklich zu machen und an einem armen, braven Burschen die Ungunst des Schicksals auszugleichen, mußte doch ein wirklicher, richtiger Gentleman sein, und die excentrische Hartnäckigkeit, mit welcher er die Damen verfolgt hatte, mochte ja in seiner Neigung zu wirklich guter Gesellschaft begründet sein, die man auf den großen Heerstraßen der Touristenzüge nicht findet; auch bewies der junge Mann, in der sichern Gewissheit, daß seine Gesellschaft nunmehr von den Damen in aller Form acceptiert sei, den feinsten Takt in seiner ruhigen Heiterkeit; er hatte alle seine Aufmerksamkeiten so ausschließlich für die ältere Dame und hielt sich so weit entfernt von jeder auffallenden Artigkeit gegen ihre Nichte, daß Fräulein von Hohenstein auch in dieser Beziehung vollständig beruhigt war und sich über eine so distinguierte Reisegesellschaft innerlich freute. Auch Fräulein Thella war glücklich und fröhlich; wenn auch Mr. Charles Hellmann nur zuweilen einige allgemeine Bemerkungen an sie richtete, so fanden sich doch häufig ihre Blicke zusammen, und was auf diesem Wege zwischen ihnen herüber und hinüber ging, mußte wohl Beide befriedigen, denn immer heiterer und fröhlicher wurde Mr. Hellmann, immer glücklicher lächelte Fräulein Thella.

Lange saß die kleine Gesellschaft an der Festtafel, unbekümmert um die Neugierigen, welche unter allerlei Vorwänden an dem Hause vorüberzogen, um mit eigenen Augen das Unerhörte zu sehen, denn wie ein Lauffeuer hatte sich in ganz Lengis die Kunde verbreitet, daß der arme Joseph Liebi den schönen Leutholdshof gekauft und der Schwiegersehn des stolzen und hochmüthigen Lienhardt Furrer geworden sei; man wollte es nicht glauben, und da auch der Notar als Gast an des alten Furrer's Tisch saß, so mußte man wohl selbst in das Haus hineingehen, und da fand denn Jeder allerdings die wunderbare Mär bestätigt, denn da saß ja der Joseph Liebi an Gretli's Seite mit fremden vornehmen Herren und Damen. — Niemand hatte wohl jemals ein solches Glück gehabt, wie der arme Maler, aber dennoch gab es fast Keinen in Lengis, der ihm sein Glück nicht gegönnt hätte, selbst Arnold Stempfli nicht ausgenommen und die jungen Burschen, welche wohl zuweilen klopfenden Herzens sehnüchlich nach der schönen Tochter des reichen Furrer geblickt hatten.

Abends kam die Gesellschaft auf die Veranda vor dem Hause hinaus. Gretli und Joseph blieben allein in einer lauschigen Ecke, sie hatten sich so viel, so viel zu erzählen, daß sie kaum damit fertig werden konnten, zumal da auf ihren sich immer wieder zusammenfindenden Lippen oft die Worte keinen Platz mehr hatten, was freilich auch wenig bedeutete, da sie sich ja ohne Worte ebenso gut verstanden. Der alte Furrer trat zu seinen Bekannten, welche in der Nähe des Hauses warteten, und auf und ab schreitend auf der Dorfstraße, erzählte er laut und glücklich den Laufenden, wie Alles gekommen. Vor dem Hause aber, in der Kühle des dunkelnden Abends, saßen die beiden Damen und Charles Hellmann; der junge Mann sprach so frei, so lebendig und natürlich, wie noch niemals zuvor; er erzählte von seinen Reisen, er hatte Alles gesehen, was die Welt an merkwürdigen Schönheiten der Kunst und Natur einschloß, und er hatte das Alles nicht gesehen mit der mechanischen Gleichgültigkeit so mancher Touristen; mit klarem, feingebildetem Geist und tiefem Gefühl schilderte er die Eindrücke, die er empfangen, so daß Fräulein von Hohenstein immer mehr Reiz an seiner Unterhaltung fand, und Fräulein Thella still laufend zu ihm hinaussah, der so ganz anders war, wie alle Herren, die sie bisher gekannt, und der bei seiner knabenhaften Naivität und fast noch kindlichen Frische so viel ernstes Wissen, so viel edle Gesinnungen und so viel warmes Gefühl zeigte. Er sprach daneben von seiner Heimatstadt New-York, von seinem strengen Oheim, der ihn, den früh Verwaisten, adoptirt hatte und an dem er, trotz dessen Sonderbarkeiten, die er zuweilen flüchtig scherzend berührte, mit inniger Liebe hing, und aus Allem, was er von seiner Heimat erzählte, ging in so natürlicher, ungezwungener Weise das Bewußtsein einer auf großen, für europäische Verhältnisse fast fabelhaften Reichthum begründeten Lebensstellung hervor, daß die Tante immer freundlicher und liebenswürdiger gegen den Fremden wurde, dessen Zudringlichkeit sie früher so sehr belästigt hatte.

Der Abend sank herab, wie am Tage vorher, wieder leuchteten die Schneefelder in firscherther Glut, und doch wieder ganz anders war dieser Abend als der gestrige, an welchem Charles finster brütend allein vor dem Hause gesessen hatte, während die Damen in ihrem Zimmer verschlossen blieben und Gretli traurig in ihrer Kammer weinte. — Heute war alles Freude, Glück und Friede, die Tante wurde nicht müde, die Schönheit der Natur zu loben, Mr. Charles aber suchte den Widerschein des Alpenglühens in Fräulein Thella's Gesicht, und es schien, als ob seine Blicke die Kraft hätten, auf ihren Wangen noch hellere und lieblichere Glut zu entzünden, als sie von den ewigen Eisfeldern herableuchtete.

Endlich mahnte das Fräulein von Hohenstein zur Ruhe, John wurde aus der Küche gerufen, wo er die Mädchen mit seinem gebrochenen Deutsch unendlich belustigt hatte, Charles verabschiedete sich von den Damen und küßte entzückt einen innigen Druck von Fräulein Thella's Hand, welche ihm wohl nochmals den Dank für seine edle That ausdrücken wollte; Joseph nahm immer und immer noch einmal von Gretli Abschied und rief sich dann endlich los, um seine neuen Gäste nach seiner Hütte zu führen, während der Notar früher schon nach der Stadt zurückgekehrt war.

— John aber stieg zu dem Dachboden in Joseph's Hütte heraus, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte, und sann noch lange darüber nach, warum wohl Mr. Dorner die Nachricht, welche er ihm über die Herzengefahr seines Neffen gegeben, bisher so gänzlich unbeachtet gelassen habe, worauf er sich dann endlich damit tröstete, daß er das Seinige gethan und der alte Herr ihm keinen Vorwurf machen könne, wenn etwas gegen seinen Willen und Wunsch geschehen sollte, denn er war überzeugt, daß Mr. Dorner das Alles mit seinem klaren Verstande und seinem festen Willen schon wieder in Ordnung bringen werde.

Es begann nun eine glückliche Zeit für alle diese verschiedenen Personen, deren Schicksale der Zufall so eigenthümlicherweise in Lienhardt Furrer's Hotel zum Gemisler mit einander verknüpft hatte.

Der Notar erschien am nächsten Tage wieder und brachte den in aller Form ausgefertigten Kaufkontrakt, und der alte Lienhardt Furrer selbst ließ es sich diesmal nicht nehmen, die Gebühren dafür, nebst einem freigebig bemessenen Ueberschuß zu bezahlen. Er und Joseph brachten einen großen Theil des Tages in dem Leutholdshof zu, um Alles dort für die junge Wirthschaft, welche in vier Wochen beginnen sollte, herzurichten, und auch Gretli, wenn sie die Geschäfte des Hauses und der Küche besorgt hatte, ging gern nach ihrem künftigen Heim, denn sie, die als Hausfrau dort schalten sollte, hatte doch vor Allen ein gewichtiges Wort mitzusprechen bei Allem, was da eingerichtet und geordnet wurde.

Die beiden Damen verkehrten in zwanglos vertraulicher Weise mit dem überglücklichen Charles Hellmann, und Fräulein Gertrud von Hohenstein fand in der reinen Vergnügung so viel Stärkung für ihre Nerven, und in der Unterhaltung mit dem jungen Manne, welche mit seiner wachsenden Unbefangenheit immer anziehender wurde, so viel Reiz, daß sie beschloß, ihren Aufenthalt in Lengis noch auf vierzehn Tage auszudehnen, wogegen Fräulein Thella nicht das Geringste einzuwenden hatte; sie saßen mit einander unter der Veranda oder in dem Wohnzimmer des Hauses, oder machten mit einander kurze Ausflüge in die Bergthäler, und Charles, der sich ausschließlich mit der Tante beschäftigte und doch mit Fräulein Thella sich immer besser verstand, schwelgte in stets wachsendem Glück, das auch der Alpdruck seiner acht Pfund nicht störte, denn er hatte es durch seinen Mietvertrag mit Joseph Liebi dahin gebracht, daß für's Erste die Rechnung an jedem Tage stimmte, und wenn sich ja noch irgend ein Defizit ergab, so schickte er zur Ausgleichung desselben seinen John nach dem Hotel-Ritschard in Interlaken hinab, um zu fragen, ob dort etwa Briefe angekommen wären; da John für seine Tour dann immer ein Pferd und einen Führer brauchte, so war es leicht, jedes Defizit in der Ausgabe völlig auszugleichen.

Es war am dritten Tage nach dieser glücklichen Wendung der Dinge, die Damen hatten mit ihrem dienstfertigen Begleiter, den sie nun bereits von ganzem Herzen ihren Freund nannten, eine kleine Tour gemacht; die Tante ruhte in ihrem Zimmer, Charles war nach seinem Hause gegangen, um seine Toilette zu wechseln, wobei ihn John mit einer dem alten Diener sonst fremden Hast und Unruhe bediente, als ob er etwas auf dem Herzen habe, das er dennoch nicht sagen dürfe.

Der alte Furrer ordnete und schaffte mit Joseph und Gretli an der Einrichtung des Leutholdshofes, und Fräulein Thella hatte sich, um die Ruhe ihrer Tante nicht zu stören, in das kühle, schattige Wohnzimmer begeben, wo sie mit einer Stickerie beschäftigt saß und, hin und wieder von ihrer Arbeit aufschauend, die sinnenden Blicke durch die geöffnete Hausthür über das sonnenlichte Thal schweifen ließ, das sich gerade vor ihr öffnete.

Erröthend senkte sie den Blick — die feine Nadel zitterte in ihrer Hand — in dem Rahmen der Thür erschien Mr. Charles Hellmann.

Freudig leuchteten die Blicke des jungen Mannes auf, und schnell zu Thella hineinleidend, sprach er:

„Wie glücklich bin ich, mein Fräulein, Sie einen Augenblick allein zu finden — ich habe Ihnen so viel zu sagen.“

Fräulein Thella sah ihn fragend an, ihre Hand zitterte noch stärker, aber eifrig stützte sie weiter.

„Fräulein Thella,“ sagte er, „Sie haben mich für roh, für schlecht erzogen, mindestens für dumm und lächerlich halten müssen, weil ich hier das Geschirr zerbrach und das Bild verlorb und Gretli küssen wollte.“

„O Herr Hellmann,“ unterbrach sie ihn, flüchtig erröthend, „lassen Sie das, sprechen wir nicht davon! Was Sie in einer flüchtigen Laune verlorben, haben Sie so edel und großmüthig wieder gut gemacht, daß ja sogar meine Tante, die,“ fügte sie mit leicht neckischem Lächeln hinzu, „recht böse auf Sie war, sich ganz mit Ihnen ausgehört hat.“

„Das ist es nicht, das ist es nicht,“ fiel er schnell ein; „Sie sollen mich nicht für edel und großmüthig halten, wo ich es nicht verdiene — es ist leicht, mit einer Handvoll Geld gut zu machen, was man verlorben hat — aber das ist es nicht. Ich habe wohl gesehen, wie Sie aus dem Fenster herabsahen und sich unwillig zurückzogen, als ich da unten saß mit zwei Flaschen Champagner; o Fräulein Thella, glauben Sie mir, ich habe aus jeder nur ein Glas getrunken. — Was müssen Sie von mir gedacht haben?“

„Nichts Böses, Herr Hellmann,“ sagte sie, ihm treuerherzig in die Augen schauend — „vielleicht,“ fügte sie lachend hinzu, „dachte ich daran, daß es für einen jungen Mann wie Sie eine bessere Gesellschaft gäbe, als jene beiden Flaschen.“

„Bei Gott, Fräulein Thella, Sie hatten Recht, ganz Recht — doch nun müssen Sie auch hören, wie das Alles gekommen ist, Sie müssen es, denn Sie sollen keine falsche Meinung von mir haben, Sie nicht. Hören Sie,“ fuhr er fort, „ich habe einen Oheim — er ist mehr als mein Oheim, er ist mein Vater, denn er hat mich zu sich genommen, als ich in frühester Kindheit meine Eltern verlor; er hat mich erzogen, wie seinen Sohn, und hat mich zum Erben seines ganzen Vermögens gemacht, das groß ist — sehr groß, denn selbst in New-York gehört sein Haus zu den reichsten am Broadway.“

Sie senkte traurig den Kopf. Warum sprach er ihr von seinem Reichthum, der sie wenig kümmerte?

„Nun,“ fuhr er fort, „mein Oheim liebt mich wie einen Sohn, und ich liebe ihn wie meinen Vater — aber er ist ein merkwürdiger Mann, das Geld ist für ihn Alles — nicht, daß er geizig wäre; er gibt mit vollen Händen, wo es zu helfen gilt und unverschuldete Noth zu lindern — aber das Geld ist Macht,“ sagte er, „eine Macht, Gutes zu thun, glücklich zu sein, der Stimme des Herzens folgen zu können — vielleicht war er selbst einst arm, vielleicht hat sein Herz auch gelitten unter dem Druck der Armut und unter der Uebermacht des Geldes — ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß er immer unzufrieden mit mir war, sogar zuweilen zornig und streng, weil ich den Werth des Geldes nicht schätzte wie er, weil ich nicht so scharf und genau rechnen wollte wie er, und weil ich es auch,“ fügte er mit kindlicher Naivität hinzu, „nicht konnte — wirklich nicht konnte, Fräulein Thella.“

Sie lächelte und nickte mit dem Kopfe, sie mochte ihm das auch ohne weitere Versicherung wohl glauben.

„Nun, mein Fräulein,“ fuhr er, immer lebhafter sprechend, fort, „als mich nun mein Oheim auf Reisen schickte — fast zwei Jahre schon ist es her — da sagte er mir in seiner kurzen Art, der man niemals zu widersprechen wagte: „Du mußt rechnen lernen, Charles, scharf und genau rechnen lernen, ich verlange es von Dir, ich will es zu Deinem eigenen Wohl, darum bestimme ich Dir täglich acht Pfund für Deine Ausgaben und Du wirst Dich genau darnach richten, keinen Tag mehr und keinen weniger ausgeben von dem Tage an, an dem Du den europäischen Kontinent betreten hast; alle Monate wirst Du mir die Rechnungen senden und mir dabei bei Deinem Wert versichern, daß sie richtig sind, daß sich keine falsche Angabe darin befindet, um die Ausgaben etwa auszugleichen. Du wirst dabei aber nichts verschlecken, nichts verleihen, nicht spielen, und auch umgekehrt keine Schulden machen; außerordentliche und ungewöhnliche Umstände allein, die Du mir dann schleunigst mitzutheilen hast, können eine Ausnahme machen, doch wünsche ich solche nicht.“

„Ich machte keine Einwendung, die Sache schien mir so schwer nicht, auch hätte es nichts geholfen, würde ich versucht haben, meinen Oheim von seinem einmal gefassten Entschluß abzubringen. Ich reiste ab, doch als ich nach Europa kam, fand ich die Sache schon nicht mehr so leicht, und oft kostete es mich nicht geringe Mühe, die Rechnung genau zum Stimmen zu bringen.“

Fräulein Thella schüttelte verwundert und zugleich herzlich lachend den Kopf.

„In der That,“ sagte sie, „Ihr Herr Oheim läßt Sie da eine gute Schule durchmachen, um das Rechnen zu lernen, und haben,“ fragte sie scherzend, „Ihre Bücher wohl immer so ganz genau mit der Wahrheit gestimmt?“

„O mein Fräulein,“ rief Charles, indem er sie mit fast kindlicher Verwunderung groß ansah, „ich hatte ja meinem Oheim mein Wort gegeben — kann denn in Deutschland ein Gentleman sein Wort brechen?“

Sie blickte verwirrt zu Boden — dann sah sie mit dem Ausdruck wirklicher Bewunderung in sein treuerherzig offenes Gesicht und reichte ihm in schneller Bewegung die Hand.

„Nun, mein Fräulein,“ sagte er, ganz glücklich, ihre Hand, ohne daß sie es zu bemerken schien, in der seiner festhaltend, „war es auch nicht leicht, so ging es doch, und die ganze lange Zeit habe ich immer meine Rechnung richtig geführt und mein Oheim hat mir vor Kurzem noch geschrieben, er freue sich, daß ich seine Rechnung gelernt zu haben, und das ist viel, mein Fräulein, wenn er das schreibt, sehr viel, weit mehr, als wenn Andere große Lobsprüche sagen würden. Nun aber bin ich hier gekommen, und hier ging es nicht, wahrhaftig, es ging nicht; es ist Alles so entsetzlich wohlfeil hier, und da habe ich in meiner Verzweiflung das Geschirr zerbrochen und das Bild verlorben, das man mir nicht verkaufen wollte, und all' die Thorheiten gethan, über die Sie wohl recht böse waren, und dann habe ich dem Joseph da versprochen, Alles wieder gut zu machen bei dem alten Gastwirth hier, zum Lohn habe ich ihm die Bedingung gestellt, daß er für seine Hütte keinen höheren Miethpreis von mir fordern dürfe, als ich geben will. — Da habe ich ihm die zwölfhundert Franken geboten — da ich doch nun endlich zum Vieten kam, und so ist nun Alles in Ordnung gebracht: der Joseph wird sein Gretli heirathen und ich kann hier bleiben und meinem Oheim richtig Rechnung führen, denn jetzt gerade, jetzt wäre ich in Verlegenung gewesen, wenn ich ihn hätte erzürnen müssen durch das, was er Unordnung nennen würde. Für die nächsten

acht Tage stimmt Alles, dann freilich werde ich wieder Sorge haben, aber der Joseph ist da, und der Joseph muß mir helfen. — Sie sehen also,“ sagte er ganz ängstlich, „ich war gar nicht so großmüthig, wie Sie glauben — aber auch nicht so roh und so lächerlich, wie Sie es vorher wohl gedacht haben mögen.“

Fräulein Thella mußte noch einmal herzlich lachen über die fonderbare Noth des jungen Mannes, die dieser ihr so freudig und kindlich klar machte. Dann aber zog sie ihre Hand, die er noch immer festhielt, zurück, begann wieder eifrig zu sticken und sagte, in leichter Verwirrung sich auf ihre Arbeit niederbeugend:

„Aber, Herr Hellmann, ich begreife nur Eines nicht, warum sind Sie denn nicht auf der großen Tour und in den großen Hotels geblieben, wo Sie doch so viel leichter den Willen Ihres Oheims erfüllen konnten? Hier in diesem kleinen Dorf sind ja acht Pfund ein Vermögen, das Sie ohne dieß Spiel des Zufalls niemals hätten ausgeben können.“

Er stockte und sah sie, mit der Antwort zögernd, so eigenthümlich durchdringend an, daß sie seinen Blick zu fühlen schien und noch tiefer das Haupt neigte.

„Das ist es ja,“ sagte er, „Fräulein Thella, das ist es — ich mußte ja hier bleiben — Sie waren ja hier — Ihre Tante, das Fräulein von Hohenstein — hätte ich Ihre Spur verloren, ich hätte Sie nie wieder gesehen.“

Sie mußte einen falschen Stich gemacht haben, der reihe Seidenfäden, mit dem sie ein Rosenblatt stichte, riß entzwei.

Schnell sprang sie hoch erglühend auf.

„O wie schade!“ rief sie zitternd, „da ist der Faden gerissen und meine Arbeit unterbrochen.“

Ebenso verlegen, wie sie selbst war, stand er vor ihr; auch der Faden seiner Worte schien jäh zerrissen.

„Dort ist ja noch andere Seide von der Farbe dieser Rose,“ sagte er, auf ein Gebinde deutend, das neben ihrem Arbeitskorb auf dem Tische lag.

„Mein Knäuel ist zu Ende,“ sagte sie — „auch werde ich zu meiner Tante zurückkehren müssen.“

„O nein, nein!“ rief er bittend; „gehen Sie nicht fort, ich sehe es so gern, wenn Sie diese Rose da sticken; es scheint mir, daß sie aufblüht unter Ihren Händen, wie das Glück; o, bleiben Sie noch, Fräulein Thella, sticken Sie weiter!“

„Dann muß ich mir ein neues Knäuel wideln,“ sagte sie, und wie um ihre steigende Verwirrung zu verbergen, versuchte sie, das Seidengebinde um die Lehne eines Stuhls zu legen, ohne daß ihre zitternden Hände damit zu Stande kommen konnten.

„So geht es nicht,“ rief er, „so nicht, aber ich werde das machen — sehen Sie, ich werde ganz still halten,“ fuhr er fort, das Gebinde über seine Hände legend und sich vor ihr niedersehend — „nehmen Sie nun den Faden, in wenigen Augenblicken wird Ihr Knäuel fertig sein.“

Sie mußte lächeln, als sie ihn so vor sich sitzen sah, die Hände ängstlich still haltend, damit das Gebinde sich nicht verirrte.

Sie löste das Ende des Fadens und begann das Knäuel wieder aufzuwickeln.

(Schluß folgt.)

Dienstboten in England.

Von

Witt. F. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Die Klage über die täglich zunehmende Verschlechterung der Dienstboten ist ebenso alt, wie die Zukunft groß ist, die dieselbe Klage noch vor sich hat. Unsere Urkunden klagen und so werden unsere Urkunden klagen: „Ja, wie meine Großmutter noch lebte, da gab es noch Dienstboten, aber heute!“ So klagen wir auch jetzt, und in der That, die Dienstboten verändern sich, aber nun das die Herrschaften nicht auch? Stellen wir noch dieselben Ansprüche an das Leben wie unsere Vorfahren; und vor Allem, stellen wir nur solche Ansprüche an die Dienstboten, wie jene thaten? Warum werden auch sie anpruchsvoller, das ist nicht zu leugnen; aber vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, an dem kunstvolle Automaten erfunden werden, die an ihre Stelle treten, von denen wir uns nach Herzenslust bedienen lassen können, die wir auch nicht zu füttern brauchen und die wir selbst körperlich mißhandeln können — dafern wir etwaige Reparaturkosten nicht zu sehr scheuen. Es dahin wird es aber einstweilen immer noch schlimmer werden mit der Dienerschaft. Und gehörte auch ein gar zu prophetischer Geist dazu, vorherzusagen, wie es um das Gefinde stehen wird, wenn unsere künftigen Entelinnen Hausfrauen sein werden, so liegen sich doch einigermaßen Schlüsse darauf ziehen, wenn wir nur auf die Dienstboten eines Nachbarlandes blicken, wo Wohlstand und in vieler Hinsicht bequemere Lebensart die dienenden Klassen zu Ansprüchen verleitet haben, die unseren Verhältnissen eine erschreckliche Spanne Zeit voraus sind. Dieß Land ist England. Die englischen Hausfrauen gedenken bezüglich der Dienerschaft auch gewöhnlich wehmüthig der Zeiten der Großmutter, aber sie finden sich auch in die gegenwärtigen Verhältnisse — leichter vielleicht als die deutschen Frauen in die ihrigen. „Ja,“ wird man einwenden, „diese Gleichgültigkeit der Engländerinnen in Haushaltungsangelegenheiten ist eben Schuld an den jetzigen Gefindezuständen in ihrem Lande!“ Zum Theil, ja. Aber es ist ein altherbes Vorurtheil, zu wähnen, daß englische Damen nicht auch einen Hausmann zu führen wüßten, wenn sie auch nicht viel in der Küche herumstapfen, mit dem Schlüsselschloß umherlaufen und die Dienstboten ausjanken. Sie wissen auch Ordnung zu halten, eine Ord-

nung, von der manche nimmer rastende deutsche Hausfrau erst die Bedeutung des Wortes lernen könnte. Und kostet's im Allgemeinen etwas mehr — nun, so haben sie ja im Allgemeinen auch die Mittel dazu. Allein, wo Alle mehr verdienen, wie sollte da das dienende Personal ausgeschloffen sein!

So kommt es denn, daß der Lohn eines einfachen Hausmädchens durchschnittlich 18 Pfund Sterling (oder 360 Mark) das Jahr beträgt, also mehr als das Dreifache von dem, was die deutschen Mädchen erhalten. Eine Köchin aber bekommt 20 bis 30 Pfund Sterling, ja auch 40 und 50 Pfund Sterling jährlich, abgesehen von mancherlei „perquisites“, wie den Erlös aus dem Verkauf von allerlei Küchenabfällen, wozu in einigen Häusern auch — Bratenfett und dergleichen gerechnet wird.

Was aber das Dienstbotenhalten erst recht kostspielig macht, ist das gute Essen, was sie verlangen, einerseits, und auf der andern Seite die verhältnismäßig geringe Arbeitsleistung und die dadurch nöthig werdende große Anzahl von Dienstboten. Wie die Herrschaft, so fangen auch die Domestiken schon Morgens früh mit „something substantial“ an, das sie zum Thee oder Kaffee nehmen: Eier, Fisch, kaltes Fleisch, gefochten Schinken oder gebratenen Speck. Obwohl sie dieses Frühstück gewöhnlich nur ganz kurze Zeit früher einnehmen, als die Herrschaft es thut, so verlangen sie doch — was die Herrschaft selbst gar nicht kennt — nach einigen Stunden ein zweites, leichteres Frühstück, das gewöhnlich nur aus Käse, Brod und Eier besteht. Zwischen ein und zwei Uhr wird in den einfachen Haushaltungen zu Mittag gegessen, in den vornehmen Familien wird aber erst um sieben Uhr dinirt, sie haben daher um ein Uhr nur „Lunch“, die Domestiken aber gleichwohl dann ihre Hauptmahlzeit. Es ist daher gar nichts Ungewöhnliches, daß für sie eigens ein besonderer Braten zugerichtet wird; denn frisches Fleisch müssen sie ziemlich jeden Mittag haben und unbedingt auch jeden Mittag ihren Pudding. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, daß der Pudding in England überhaupt nicht für eine solche Delikatesse gilt — und gewöhnlich auch nicht so viel Butter und Eier enthält — als in Deutschland. Dagegen machen die Dienstboten keinen Anspruch auf Suppe, wohl aber wiederum auf Bier. Es ist daher bei den meisten Familien Brauch, ein Faß im Hause zu haben, da das englische Pächter, wenn angebrochen, noch vier bis sechs Wochen sich hält. Vergleichen wir das, was ein solcher Schatz im Keller nicht gerade die Enthaltensamkeit der Dienstboten; im Gegentheil sollen sie häufig viel mehr nehmen, als ihnen eigentlich zugehört und ihnen gut thut. Die daraus entstehenden unliebsamen Folgen zu vermeiden, geben manche Hausfrauen gar kein Bier, müssen das aber mit anderthalb bis zwei Schilling die Woche — also gegen 100 Mark das Jahr — unbeschadet des vollen Lohnes jedem einzelnen Domestiken vergüten. Nachmittags begnügen diese sich mit Thee und Butterbrod und vielleicht etwas Marmelade oder „Jam“, jenen in England so beliebten eingekochten Früchten. Abends gibt es in den meisten Haushaltungen wieder nur Käse, Brod und Bier, doch verlangen die Dienstboten neuerdings vielfach auch dann wieder Fleisch.

Und was so eine Domestikenmahlzeit eine wichtige Affäre ist! Nur in den allerdringendsten Fällen würde sie die Herrschaft dabei stören, und in großen Haushaltungen gibt es eigens wieder dienende Wesen, die dabei aufwarten. Für die Hauptmahlzeit erhalten sie eine volle Stunde Zeit. Und was für ein Anstand bei solchen Mahlzeiten herrscht! In England sind Küche und Gefindekabinett allemal in den Souterrainräumen. Es kann also ein Vorübergehender — dafern er vor einer solchen Indiskretion nicht zurücksteht — leicht einen Einblick in dieselben bekommen. Das Thüchtl ist ebenso sauber und weiß, als im „Dining Room“ einen Stuhl höher, die Haltung der Tintirenden nicht weniger der Situation angemessen, sonderlich was das Anschmiegen der Ellenbogen an die wohlgeschürzte Taille anbelangt, die Handhabung von Messer und Gabel nicht weniger anstandsgemäß. Ich bin überzeugt, sollte ein Rekrutentum das Messer zu Munde führen, sie würden ihm die Unsitte bald austreiben oder nicht eher ruhen, bis sie ihn selbst aus ihrem Kreise wieder vertrieben hätten. Es ist ja bekannt — und recht anerkennenswerth — daß die Engländer durch sorgfältige Beobachtung von derartigen Aeußerlichkeiten sich hervorthun, aber wunderbar ist es doch, daß selbst in Dienstbotentreifen darauf so viel Gewicht gelegt wird. Allein, mag es auch bei ihnen affirmirt und in Anbetracht ihres Bildungsgrades schlechterdings komisch erscheinen, fern sei es von mir, sie dieserhalb tadeln zu wollen. Im Gegentheil, Leute, die auf so etwas Acht geben, eignen sich auch sonst leicht einen gewissen Anstand in ihren Bewegungen, in Gang und Haltung, in ihrem ganzen Auftreten an, eine Eigenschaft, die bei Menschen, welche uns aufwarten und täglich um uns sind, wenn nicht zu sehr übertrieben, uns nur angenehm berühren kann.

Was die Kleidung der Dienstboten betrifft, so unterscheidet sich die der männlichen wenig oder gar nicht von der Livree der deutschen, die der weiblichen aber in vieler Hinsicht. Zunächst haben dieselben von früh bis spät ein leichtes weißes Häubchen zu tragen, welches, abgesehen von dem verschönernden Eindruck, den es macht, auch ein reicheres Aussehen verleiht, als wenn die Mädchen gar nichts auf dem Kopfe haben — mag es auch in Wirklichkeit der Reinlichkeit wenig förderlich sein. Sodann tragen sie ausnahmslos, Sommer und Winter bei der Arbeit wie — beim Ausrücken von derselben Vormittags helle Rattunkleider und weiße Leinwandhülsen. Diese Kleider werden natürlich so leicht schmutzig, daß jede Woche mindestens ein reines, häufig auch zwei reine Kleider angezogen werden müssen. Ich erlaube mir einmal an eine englische „Hausfrau“ die Frage zu richten, ob sie diese hellen Kleider nicht selbst als eine Extravaganz ansehe.

„Aber,“ entgegnete sie mir im Tone der im Hauswesen erfahrenen Gebieterin, „wie soll ich denn sonst wissen, ob meine Mädchen reinlich sind!“ — Ich muß daraus den traurigen Schluß ziehen, daß deutsche Damen, deren Dienstmädchen nicht ständig helle Kleider anhaben, über deren Reinlichkeit ihr Lebenslang im Unklaren bleiben müssen! — „Aber,“ fügte sie schnell hinzu, „werden weder diese Mädchenkleider noch irgend sonst ein Stild bei uns zu Hause gewaschen.“ Warum also mit reiner Wäsche sparsam sein! Nachmittags tragen die Mädchen — wenigstens alle Hausmädchen — schwarze Wollkleider, die wohl zur Zeit, da Schleppen Mode waren, ein gutes Stückchen hinterdrein schleifen konnten, aber noch bis auf diesen Tag keinerlei Befehl aufzuheben dürfen. Dagegen dient ihnen als einzige Verzierung das darüber getragene dünne Batisthüßchen, welches zusammen mit dem leichten weißen Häubchen und der schneeweißen Kasse am Halse dem Gesicht gar nicht übel steht. Dieses ist gerade bei den Mädchen aus dem

Volke in England häufig von besonderer Feinheit. Daß diese Feinheit des Gesichts nicht mit dem übrigen Körper einen zu großen Kontrast bildet, dafür sorgt — das Korset. Doch, was sind solche Anzüge erst im Vergleich zu denen, welche die Mädchen beim Ausgehen tragen! Straußenfedern und Pelzwerke, Sammet und Seide, goldene Uhr und Kette gehören fast zum regelmäßigen „outfit“ eines Dienstmädchens der besseren Klasse. Kein Wunder, wenn da manches Mädchen ihren ganzen Lohn, wie groß er auch sein mag, für Toilette ausgibt.

Daß solche Pierpuppen sich nicht durch besonders viele Arbeit auszeichnen, ist leicht begreiflich. Dadurch wird nun wieder die große Menge von Dienstboten nothwendig. Ein halbes Duzend in einer Familie ist noch keineswegs ein Zeichen von Wohlhabenheit, ja auch ein Duzend kaum, wohl aber würde ein einziges Mädchen in einer Haushaltung unbedingt auf das Gegentheil schließen lassen. Ein tüchtiges Mädchen würde sich auch gar nicht dazu hergeben, solch ein „maid of all work“ zu spielen. Ich habe einen Freund, der sich gern verheirathen möchte, dem aber leider das Herz voller ist als die Börse. Er rechnete mir jüngst im Einzelnen vor, warum er die Ausführung dieses verlockenden Gedankens immer noch hinausschieben müsse und in diesem Rastlul nahmen „die zwei Dienstmädchen“, die gemiethet werden müßten, einen hervorragenden Platz ein. Da er aber auf eine baldige Vergrößerung seines Einkommens mit Bestimmtheit rechnen kann, selbst gar nicht vermögend ist, während seine künftige Frau aus einer Familie stammt, die vermuthlich zwar stets zwei Mädchen, außerdem aber ihr Lebenlang wenig genug gehabt, so magte ich den Einwurf, ob sie nicht bis auf Weiteres sich mit einem Mädchen begnügen könnten. Mein Freund sah mich mit einem überlegenen Blicke an, als wollte er sagen: „Was verstehen Sie wohl vom Heirathen!“ Dann entgegnete er in einem Tone, als wolle er die Richtigkeit meines fähigen Einwandes mit einem Schlage dathun: „Und wenn dieses Mädchen einmal ausgeht, wer soll dann die Thüre öffnen, wenn draußen geflingelt wird?“ Ich fand wie vernichtet. Es schwebte mir noch etwas wie selbst aufmachen oder die Leute draußen stehen lassen auf der Zunge, aber ich wagte es nicht auszusprechen. Die Idee, den Besuch draußen zu lassen, hätte vielleicht noch Gnade vor seinen Augen gefunden, aber daß er oder nun gar seine Frau — wenn er sie auch noch nicht hat — anderen Leuten die Thüre aufmachen sollten, nein, das ging nicht an.

Das Ausgehen der Dienstboten ist übrigens auch keine zu gering ansehnliche Sache. Im Allgemeinen haben sie ein- oder zweimal die Woche einen freien Abend, einmal des Monats einen ganzen Tag und außerdem alle vierzehn Tage Sonntags einen Abend, und häufig auch den Morgen oder Nachmittag frei. Manche Familien essen an diesem Tage nur kalt, um den Dienstboten ihre Arbeit zu erleichtern; und viele von denen, die sonst um sieben Uhr diniren, essen an diesem Tage um fünf Uhr, damit die Domestiken wenigstens Abends noch zur Kirche — oder doch zu ihrem Liebsten kommen.

Aber auch in vielen anderen Beziehungen wird ihnen die Arbeit sehr erleichtert. Schlächter, Gemüthshändler und dergleichen senden nicht nur alle bestellte Waare in's Haus, sondern schicken regelmäßig auch Morgens früh zunächst Jemand vor, um Bestellungen entgegenzunehmen. Fensterputzen und Stiefelputzen gelten in den großen Häusern für Arbeiten, die sich für Mädchen nicht eignen. Ist daher kein Mann im Hause, der solche Dienstleistungen verrichtet, so wird oft einer dafür auf ein paar Stunden herbeigerufen. Für das Fensterputzen gibt es eigens eine Gesellschaft in London, die ihre Männer aussucht, dieselben für 2 Pence — annähernd 18 Pfennig — das Stück, ob groß oder klein, ihrer Bearbeitung zu unterziehen.

Was die Moral der Dienstmädchen anbelangt, so ist es schwer und die Verantwortung zu groß, darüber ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Allein der Schein ist nicht gerade zu ihren Gunsten. „Her young man“ zu haben, mit dem sie korrespondirt und ausgeht, ohne daß deshalb weder er noch sie an's Heirathen zu denken braucht, gilt nicht nur für vollständig in der Ordnung, sondern es will mich sogar bedünken, daß ein Mädchen, „die etwas auf sich und von sich hält“, sich in ihrem Stolz empfindlich beleidigt halten würde, wenn sie nicht einen solchen jungen Mann aufzuweisen hätte. Doch sollen solche Verhältnisse in den meisten Fällen durchaus platonischer Natur sein. Auch kann es Niemand entgehen — am wenigsten den Hausfrauen — wie oft die Dienstmädchen vom Fenster aus, woran sie offenbar viel zu schaffen haben müssen, einem vorübergehenden jungen Mann zulächeln und zunkeln, aber man versichert mich, daß dieselben sich durchaus nichts Uebels dabei denken. Nun, die Sitten unter den Frauen und Mädchen Englands sind ja in vieler Beziehung freier als auf dem Kontinent, ohne daß sie deshalb moralisch tiefer ständen. Das gilt auch sonderlich wohl von den Dienstboten.

Doch, von der besten Bezahlung, der geringeren Arbeit und der angenehmeren Lebensweise angelockt, auch zahlreiche ausländische Domestiken, vornehmlich deutsche, nach England kommen, ist nicht zu verwundern. So verdingen sich namentlich viele junge deutsche Kellner hier auf kurze Zeit als Diener, — denn als Kellner ist nun schon schwerer hier fortzukommen — lernen Englisch und bekommen dann um so bessere Stellen in ihrem eigenen Beruf auf dem Kontinent. Aber auch viele deutsche Dienstmädchen gibt es in England, und von allen Berufsklassen hat die der Dienstboten die beste Aussicht auf ein Fortkommen. Deutsche Gouvernanten, Kaufleute und selbst Handwerker sind so zahlreich, daß es für sie alle sehr schwer hält, einen Wirkungskreis zu bekommen. Doch sollen nach dem Urtheil einer erfahrenen Hausfrau die deutschen Dienstboten oft unerfahren und eigensinnig sein und, wenn sie sich erst in die Verhältnisse hineingelebt, größere Ansprüche machen als selbst die einheimischen.

Als wenn das überhaupt möglich wäre! Mag doch schon von dem Vorstehenden einer deutschen Dame Manches kaum begreiflich erscheinen. Und doch habe ich durchaus nicht nach klüglichen Einreden geurtheilt, sondern nach sorgfältiger Beobachtung und, wo diese nicht ausreichte, mehr als eine erfahrene englische Hausfrau zu Rathe gezogen.

Lebensregel.

Wer weiter nichts auf Erden kann,
Als sich und Andern die Freude verderben,
Der wäre ein hochverdienter Mann,
Wollt' er so bald als möglich sterben.



Zur Bismarckfeier: Der Fackelzug in Berlin. Originalzeichnung von W. Geißler. (S. 466.)



Ein Trinkfest in New-York. (S. 403.)

Ein guter Pädagog.

Novelle

von

H. Pöschel.

(Fortsetzung.)

Fünf Jahre hinabgerollt. Was sind sie dem Glücklichen? Eine kleine Spanne ungetheilten Lebensgenusses, dem Unglücklichen eine Ewigkeit körperlichen oder geistigen Entbehrens. Nichts bedeuten fünf Jahre dem Leben des Universums, wenig sind sie dem Entwicklungs gange der Menschheit, wenn nicht etwa große politische Umwälzungen oder eine epochemachende Entdeckung den Menschengeschichte zu gewaltigem Sprunge anspornt. Sehr viel bedeuten aber fünf Jahre für die Entwicklung des einzelnen Menschen, genügt doch häufig ein Tag, eine Stunde, ja zu häufig eine einzige verhängnisvolle Minute, um auf einen in der Bildung begriffenen Charakter entscheidend zu wirken.

1878 im sonnenburchglühenden, stürmereichen Ostindien feierte Rüdiger das Osterfest. Er hatte nicht stillgestanden. Wie sein Körper prächtig in die Höhe gewachsen und alle Sinne durch den innigen Umgang mit der Natur geschärft waren, so schlug in der breiten, lebensfreudigen Brust ein tapferes und doch mildes Herz, der Kopf hatte gelernt sich zu beugen, darum durfte er frei und stolz getragen werden. Die Prophezeiung von Kapitän Werner schien in Erfüllung gehen zu sollen. Noch war der einundzwanzigjährige Rüdiger keineswegs ein „fertiger“ Mann, er flog noch stets mit fremden Schwingen, doch erstarkten seine eigenen von Tag zu Tag, und vielleicht bedurfte es nur eines kräftigen Anstoßes, um ihn dahin zu bringen, sie voll zu entfalten und ihre Stärke und Sicherheit zu prüfen.

Er hatte sich tüchtig in der Welt herumgetummelt, hatte vielen Herren gedient und manchen lustigen, manchen ledigen Streich auf dem Gewissen. Die Mädchen, blühende, lachende Kinder in Brasiliens Gärten und feurige Weiber unter Kubas heißer Sonne, wußten davon zu erzählen, doch nie blieb ein Stachel zurück, nie ward ein Herz beschwert. Auch Stürme hatten ihn geschüttelt, sowohl jene, welche unsere alte, liebe Erde ihren Kindern von Zeit zu Zeit als Zucht ruthe zukommen läßt, wie auch jene, die da drinnen wüthen, wo ein kleiner Apparat arbeitet und eifrigen Konnex betreibt mit einem zweiten Apparat; beide bäumen sich unter solchen Stürmen, möchten die Arbeit am liebsten gleich einstellen. Aber Rüdiger lernte die beiden kleinen Maschinen in Haupt und Brust zügeln und biß lieber in solchem Sturm die Zähne zusammen, ehe er ein ungehöriges Wort hindurchschlüpfen ließ — er hatte während seiner Lehrjahre schweigen gelernt, und das bedeutete mehr, als in rabenfinsterner Nacht vierzig Fuß hoch in sturmgepeitschter Luft auf schwankem Tau stehend ein Segel bergen.

Gute und schlechte Tage hatten gewechselt; von der Virginia nach beendeter Reise abgegangen, hatte er sich von einem Dampfer anheuern lassen, der zwischen Deutschlands Häfen und des Mittelmeeres sonnig schönen Küsten Kommunikation betrieb. Doch seltsamerweise sagten ihm die verhältnismäßig kurzen Reisen nicht zu, er sehnte sich nach dem Alleinsein, nach dem Schweben zwischen den beiden Sphären Luft und Wasser; in dem Wechselgeschick dieses Schwebens fand seine jugendliche Phantasie Nahrung und Sehnens und Muskeln willkommen, oft grauig schöne Gelegenheit, ihre Spannkraft und Stärke zu beweisen, der Kopf aber lernte klaren Horizont zu halten. So lehrte Rüdiger wieder zur alten, gemüthlichen Segelschiffahrt zurück. Als Vollmatrose kam er schließlich in die ostindischen Gewässer, welche seine Sehnsucht schon lange gereizt hatten. Alles, was seine Phantasie jemals von Gefahren geträumt, was sein thörichtes Herz an Abenteuer ersehnt, das schüttelten Ostindiens heimtückische Naturkräfte auf einmal gleich beim Empfang über ihn aus. In einem jener entsetzlichen Wirbelstürme, die so häufig als erbarmungsloses „Strafgericht“ verheerend jene Gegenden überziehen, ging das Schiff mit der Ladung zu Grunde, ohne jemals den Hafen erreicht zu haben. Von der Mannschaft wurden wie durch ein Wunder nur Einige gerettet, unter diesen Rüdiger.

So hatte ihn das Geschick fast nackt und bloß an den Strand eines fremden Welttheils geworfen. Nichts nannte er sein eigen als die wenigen Kleider auf dem Leibe und diese noch dazu verschliffen und verwaschen, denn im Dienst an Bord trägt man das Gegentheil von seinen besten Sachen und der Taifun hatte auch nichts gebessert an der vielfach geflickten Nanjingjacke.

In Matao war es und Charfreitag stand im Kalender. Rüdiger hatte in einer kleinen Herberge, wie sie in den zum Hafen sich hinabziehenden Querstraßen der Stadt sich befinden, übernachtet und, um den Wirth zufrieden zu stellen, den Ring zum Pfande gegeben, welchen der Onkel an Rüdiger's Konfirmationstage der kostbaren goldenen Uhr beigelegt hatte. Der junge Mann erinnerte sich, daß er an jenem Tage, als er den üblichen Dank gegen den Geber ausgesprochen, die Gabe zu verkleinern suchte in kindischer Unmaßung:

„Du wußtest doch, Onkel, daß ich mir einen Goldtopas wünschte, weil dieß der einzige Edelstein ist, der im Feuer seine Farbe ändert; ich möchte das Experiment machen, und nun ist's ein blasser Opal.“

Nun hatte der blasse Opal ihm aus der Noth geholfen,

einem unverfälschten Wirth gegenüber. Er lachte etwas bitter; war's doch gerade Jahrestag seiner Konfirmation und man hatte Charfreitag. Daheim im lieben Deutschland hatte der Frühling seine Nähe mit Brausen, Keimen und Drängen in Natur und Menschenbrust angekündigt, man bereitete sich, das Fest der Auferstehung aus den Banden der Nacht und des Winters freudig zu begehen, und in die fröhlichen Vorbereitungen drängte sich der ernste, hehre Tag mahnend, das lichte Frühlingsfest nicht zu begehen, ohne daß auch das Menschenherz würdig sich bereitet habe durch Läuterung und Befreiung von nächtlichem Eise und winterlichen Schladern.

Wohin jetzt? Diese Frage mußte zunächst gelöst werden, als Rüdiger in Heimatsträumen verloren in Matao's fremdartige Welt hineinfarrte. O, ja, er wußte wohl, was Andere an seiner Stelle thun würden. Gab es doch in der portugiesischen Handelsstadt, die es gern in allen Dingen der gewaltigen Rivalin Hongkong gleichthun möchte, Behörden, welchen die Verpflichtung obliegt, in derartigen Fällen Hülfe nicht zu versagen. Im fernen Osten sind die europäischen Seeleute nicht mehr so vogelfrei wie vor einigen Jahrzehnten, wenn's auch noch lange nicht so ist, wie es sein mußte.

Aber Hülfe annehmen von fremden, kaltblütigen Menschen, die kein Verständnis für das besitzen, was hinter dem Hülfe suchenden liegt? Hülfe überhaupt suchen, so lange Mark in diesen Knochen? Hatte Rüdiger nicht sein bestes Theil gerettet, und spannte sich nicht ein wunderbar blauer Himmel über ihn, leuchtete nicht das ewige Licht, die Sonne, wie daheim über frisches Saatengrün, hier über ein gottgeordnetes Stück Erde? Spiegelglatt dehnte sich die liebliche Meeresbucht, in sanftem Bogen von der blühenden Stadt umgrenzt, in deren Rücken Berge hinaufstiegen in seltsamen Linien, mit seltsamer Vegetation besetzt. Ein lachendes, fröhliches, entzückendes Stückchen Welt, das nichts mehr weiß von dem Taifun, der seine Ufer umtoste. Nur sanft bewegte die auf der Bucht stehende Dünung die vor Anker liegenden Schiffe. Die Fahrzeuge lagen weit draußen auf der hohen Flut, in der klaren Atmosphäre. Intensive, berauschende Lichtfülle wogte über Land und Meer, sie wechselte mit herben, tiefen Schatten, nur das leise, sanfte, duftige Verschwimmen der Linien in Licht und Schatten war ihr fremd. Ein großer, wunderbarer Schatten fiel auch auf das geschäftige Treiben und das gesellige Leben Matao's. Es ist Charfreitag!

Im Morgenwinde flattern Wimpel und Flaggen von allen Schiffen halbstochs, das ist der seemannische Trauergruß, der dem großen Ereigniß gilt, daß die Menschheit in Matao in ernster, trauernder Pracht feiert. Einzelne Boote lösen sich von den Schiffen, noch mehr sieht man närrische kleine Fahrzeuge, die wie eine rundausgehobelte Mulde gestaltet und unter einer Schutz gegen die Sonne gewährenden Matte einen bequemen Lehnstuhl tragen, in welchem ein reicher Kaufherr oder irgend ein ländlicher Krösus ruht, von zwei oder vier eingeborenen Frauen flink gerudert, dem Strande sich nähern. Alle diese Boote setzen ihre Insassen ab und die mißgestalteten, in ihrer fast halbkugelförmigen Gestalt jedes Seemannsauge beleidigenden Fahrzeuge der Eingeborenen, die Sampangs, reihen sich am Hafenkai aneinander. In den Straßen schweigt der wüste Lärm des Weltverkehrs, die Läden und hochragenden Waarenspeicher sind geschlossen. Still ist es auf allen Gassen, doch nicht leblos, denn es wogt und wallt auf und ab eine vielgestaltige, vielfarbige Menschenmenge. Alle tragen Trauerkleider oder doch Abzeichen des tiefsten Schmerzes, auch die Häuser haben es sich gefallen lassen müssen, daß man ihre Augen verschloß, damit kein Strahl freudigen Lichtes ihr Inneres erhelle.

Die trauernde Menge strebte einem Ziele zu, und Rüdiger, ungewiß dessen, was er beginnen sollte, ließ sich fortziehen, bis in den Hauptstraßen der Strom sich staute und die Menge ehrfurchtsvoll harrte der Dinge, die da kommen sollten. Nicht lange dauerte es und er kam heran, der prunkende, glänzende, gold- und seidestrahlende und weihrauchduftende Trauerzug, die Prozession des Charfreitags. Die Häupter entblöhten sich und Aller Knie beugten sich zur Erde; doch der Wind streute Blüten über die Erde und aus kleinen Vogelfehlen drangen Loblieder zum Himmel tausendfach. Hier feierte man auch nicht den Vorabend der Wiederkehr des neuerstandenen Frühlings, sondern man begrub den Erlöser aller Menschensünde und Welt sünde, ein trauriges, herztödtendes Fest. Ehe Rüdiger sich's versah, befand er sich mitten im Gedränge der Gläubigen, die dem Allerheiligsten folgten. Willig ließ er sich treiben, ihn reizte die pomphafte Neuheit der Erscheinung.

Jetzt vertauchte der Zug den lachenden Himmel mit des Kirchendachs schwerem Gewölbe. Kopf an Kopf drängte sich die bühende Menschheit, die Weihrauchdämpfer entsetzten betäubende Dämpfe, mächtig brausten die finsternen Orgellänge, tief einschneidend in das zerknirschte Herz, bebte die eintönig gesungene Litanei, das lange Sündenregister der elenden, erlösungsbedürftigen Menschen.

Es brauste Rüdiger denn doch im Gehirn, sein Geist konnte sich der Wucht, mit welcher menschliche Berechnung im Menschenherzen Zerknirschung hervorbringt, nicht entziehen, und dazwischen tönten einzelne Klänge aus der Kindheit nach. Es ward ihm weich, heimwehlich unter der zerrissenen Jacke. Vor ihm kniete im Gewühl eine Dame, tief über ihr Gebetbuch gebeugt, das von weißen Händen fest umschlossen ward. Hart schimmerte ein weißer Nacken

durch des schwarzen Epizenschleiers duftiges Gewebe. Welche Schuld trug dieser Nacken, daß er wie unter schwerer Last sich niederbog? Was hatten diese schönen Hände, die glühenden Augen verbrochen, daß sie in Schmerz sich wanden und heiße Thränen ihnen entfielen?

Es drängte sich ein Leidtragender männlichen Geschlechts dicht an die schöne Büxende, vielleicht hoffte er in Gemeinschaft mit der Schönheit leichter Vergebung seiner Sünden zu erreichen. War es vielleicht ein Register seiner Unthaten, welches er eben in Gestalt eines Briefchens unmerklich in die Hand seiner Nachbarin steckte? Einen Augenblick berührten sich die Hände, fuhren dann schnell auseinander und die Weinende weinte stärker, der Büxende suchte den geweihten Wedel, aus ihm einen Tropfen des Heils zu erlangen. Ja, man ist sehr fromm in Matao.

Auch ein kleiner Mann mit kahlem Kopfe, auf welchem die Anstrengung, welche er erduldet, in großen Schweißtropfen zu leiten stand, war sehr eifrig in Ausübung seiner kirchlichen Pflichten. Das hinderte aber nicht, daß er zwischen durch allerlei halbblaute, wunderliche Reden führte, die Rüdiger endlich veranlaßten, sich nach seinem Hintermann umzuwenden, denn es blieb kein Zweifel mehr, daß die in sehr schlechtem Englisch geführten Reden ihm, Rüdiger, galten.

„Kannst Du eine gute Feuer gebrauchen? Habe gerade noch 'ne prächtige Stelle offen; wäre ganz für so 'nen strammen Maat passend; kannst gleich für Bootsmann angenommen werden; rechne, wird willkommen sein, denn 's ist Charfreitag und kein guter Noth auf dem Leibe.“

„Was geht Sie mein Noth an?“ fuhr Rüdiger herum. „Bist!“ und der kleine Mann stürzte mit seiner ganzen Umgebung nieder, der große Umzug der reichgeschmückten Vertreter der heiligen Kirche nahte sich. Nachdem er vorüber, fing der Kahlköpfige wieder an: „Ein gutes Handgeld biete ich Dir, schlage ein und die Sache ist fertig.“

So sehr Rüdiger auch daran gelegen war, bald in eine Musterrolle aufgenommen zu werden, so sträubte sich doch sein Gefühl gegen die Ausführung eines Handelsvertrags während der kirchlichen Ceremonie, und er sagte dieß dem kleinen Agenten, der seinerseits am liebsten das Handgeld gleich ausgezahlt hätte, aber auf Rüdiger's Zureden mit diesem die Kathedrale verlassen wollte, um in irgend einem geschützten Winkel der Stadt den Vertrag zu realisiren. Das erwies sich jedoch leichter gesagt, als ausgeführt. Beinahe festgeleimt saß die Menge, nur mühsam zwängte sich Rüdiger einige Schritte dem Ausgange zu, mußte es dann aber aufgeben, bevor die ganze Masse in Bewegung kam, ohne Aufsehen zu erregen, vorwärts zu gelangen.

„In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum“ — brausten die ernstesten Klänge durch das Gewölbe, Schauer des Todes in jedes Herz ausgießend; auch Rüdiger erbebt unter dem allgemeinen Weh. Der wunderbare Sinnenzauber des katholischen Ritus fand den Weg in seine Brust und gleich den Andächtigen legte er die brennende Stirn auf den Betischmel, für einige Minuten die geblendeten Augen schließend. Um ihn wogte die Tonfülle des lateinischen Gesanges und hinein mischte sich das leise Geschwätz des kleinen Agenten:

„Machen wir's doch gleich ab; was thut der Ort! Nimm!“

„Miserere nostri Domine —“ klagte die Orgel mit der Gemeinde. Noch ein Flüstern vernahm Rüdiger aus dem betäubenden Stimmengewirr, er lauschte, jetzt wieder völlig Herr seiner Sinne, denn nicht so harmlos und fromm konnte er denn Sinn dieser Worte deuten:

„Vous osez beaucoup, si vous pouvez garantir le succès de notre affaire, j'y accorde!“

Er besah sich den Sprecher genauer, derselbe mußte der reinen Aussprache wegen, wie durch die kleine, geschmeidige Gestalt ausgezeichnet, ein Franzose sein, und der Kleidung nach zu schließen waren er, wie auch sein Gefährte, dem die flüsternde Antwort gegelten, Seeleute. Rüdiger fand sich bewogen, den Letzteren ebenfalls zu betrachten und fand in dem großen, mächtigen Körper, der selbst in knieender Stellung noch gewaltig erschien, einen dunkeläugigen Spanier. In schwerfälligem Französisch zischte dieser seinem Nebenmann die Antwort zu:

„Carambo! C'est moi qui saurai bien ce que je peux hasarder. Si vous êtes lâche, restez en arrière. Carajo! C'est tout-à-fait sans votre aide que nous saurions achever notre projet dangereux.“

„Dominus vobiscum!“ schallte der Segensspruch herüber, wie es Rüdiger schien als schneidender Hohn auf die schlimme Sache, welche die Beiden faulernen Patrone da unter dem Schutz der heiligen Kirche planten.

Welches gefährvolle Unternehmen war es, zu dem der Spanier seinen Kumpan zu gewinnen suchte? Die beiden Köpfe hatten tief zusammengesteckt beim Flüstern und gewiß fest darauf gebaut, daß im Getöse der heiligen Handlung kein menschlich Ohr ihre Worte vernähme. Rüdiger sah sich die Beiden nochmals genau an und erschraf fast vor dem heimtückisch wilden Blick des Spaniers. Drüben erhob sich jetzt auch die schöne schwarze Dame, dicht glitt sie an jenem blaffen Modelherrn vorbei, dem sie vielleicht auf sein Sündenregister eine ähnliche Vertraulichkeit ihres schuld beladenen Hauptes zukommen ließ, denn ein weißes Gewand wanderte wieder von Hand zu Hand.

Wie von schwerer Last befreit athmete Rüdiger auf, als er, unter freiem, heiterem Himmel den düsteren Druck von seiner Seele schüttelte, fand, daß die Welt noch eben so schön, so heiter, so zukunftsfröhlich dreinschaute wie vor dem

O, lerne die Menschheit doch nur einsehen, daß sie selbst das Leid in die reine, herrliche Welt hineinträgt, daß alles Leid dem Menschenherzen entspringt und dem Alles umfließenden und doch so kleinen Menschengeste; künstlich wird es der Welt, das heißt dem ewigen Unsterblichen, aufgedrückt und die Menschheit jammert dennoch um das Elend alles Seins.

Gar rasch kam nun der in der Kathedrale begonnene Feuervertrag zu Stande. Rüdiger fühlte mit den paar Fesseln in der Hand sich reich wie ein König und den Muth einer Armee in den Armen. Zunächst ward der Ring eingeklebt und dann trotz des hohen Festtags ein Sampang gemietet, um an Bord des „Triton“ zu gehen, in dessen Mannschaft Rüdiger die Stellung eines Bootsmannes einnehmen sollte.

Nun war's bei Lichte besehen ein ziemlich jämmerlicher Kasten von Dreimaßschöner, dem Rüdiger nach seiner allerdings noch geringen Erfahrung nicht gar viel Lebens- und Widerstandsfähigkeit zutraute, und dachte er an den jüngsten Taifun, wollte es ihm schier leichtsinnig bedünken, mit dem lebensmüden Triton in See zu gehen. Doch, solche Kasten wollen auch bedient sein, und vielleicht brachte ihm der Triton Gelegenheit, seine eigenen Schwingen zu prüfen und im Fluge zu üben. Also muthig vorwärts. Hier in dem reinen Hauche des flüssigen Elementes ward ihm wieder wohl, seine Füße betraten das Deck des Triton im Gefühl heimathlichen Baubers.

Feierliche Charfreitagstille lag über dem Wasser, der Triton trug noch seine Trauerklage und die Raaen am Heckmast gekreuzt, auch fehlte alles Leben auf den Planken, denn die Mannschaft benutzte den Urlaub des hohen Tages. Nur der offizielle Neufundländer kam ihm entgegengetrotet und rief in freundschaftlicher Weise seine dicke Nase an Rüdiger's Beinen.

„Du bringst mir ein gutes Zeichen für die Zukunft,“ rief Rüdiger dem Thiere zu, „wir wollen Freunde werden!“ Dann ging er unter Deck, um sich dem Kapitän als „an Bord gekommen“ vorzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grande Chartreuse.

In der Grande Chartreuse, oberhalb Grenoble, wurde kürzlich der 800. Jahrestag der Gründung des Ordens der Karthäuser durch den heiligen Bruno unter großem Jubel der umwohnenden Gebirgsbevölkerung gefeiert. Heute, wie vor 800 Jahren, wohnt jeder Mönch in seiner eigenen Hütte, wo er von seinen Brüdern abgetrennt lebt, allein betet, arbeitet, sich ergeht und seine Mahlzeiten einnimmt. Zweimal im Laufe des Tages und einmal in der Nacht vereinigt er sich mit den übrigen Mönchen, um die Litaneien zu singen, und nur an hohen Festtagen findet eine gemeinschaftliche, eher stille Mahlzeit statt. Besonders stolz ist der Orden darauf, daß er in den acht Jahrhunderten seines Bestehens sich zu keinen Veränderungen seiner eiserne Regel herbeigelassen, keine Reform, und wenn sie ihm von dem Papste selbst angeboten wurde, angenommen hat. So wollte Rom einst dem Karthäusergeneral Bischofstab und Mütze aufdrängen, aber vergeblich, und ebenso wenig fand es Gehör, als es den Kranken und Gebrechlichen der Karthäuser Fleischspeisen gestattete; seitdem das Kloster besteht, hat keiner seiner Bewohner andere als Pflanzenspeisen genossen, und um dem Papste zu beweisen, daß man damit alt werden kann, wurde die Deputation, die damals nach der heiligen Stadt zog, nur aus achtzigjährigen Greisen zusammengesetzt. Eigenthümlicherweise wird im Karthäuser heute noch beim Abendmahl außer der Hostie Wein — aber ungeweiht — gereicht; sie empfangen es liegend, wie der heilige Bruno es seinen Jüngern vorgegeschrieben. Bei Tisch tranken sie nach alter Sitte aus Thongefäßen mit zwei Henkeln, und eine noch härtere Kasteiung, als die härene Kutte und Hauben, soll es für sie sein, daß sie sich auch im strengsten Winter zweimal des Monats den Kopf rasiren lassen. — Der berühmte „Chartreuse“ (Liqueur) wird nicht im Kloster selbst, sondern in einiger Entfernung davon durch Laienbrüder destillirt; jeder der Mönche erhält jährlich eine Flasche, aber die meisten derselben machen es sich zur Pflicht, sie unberührt zu lassen.

Von der Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient.

(Bilder S. 457 u. 461.)

Kronprinz Rudolf von Oesterreich hatte seiner erlauchten Gemahlin, der lieblichen Kronprinzessin Stephanie, versprochen, sie auf seine nächste Orientfahrt mitzunehmen. Das Versprechen ward erfüllt. Am 23. Februar traten die Herrschaften ihre jüngste Orientreise an, die sie bis Damaskus und auf dem Rückwege über Griechenland, Montenegro und die österreichischen Küstländer führte und die mit der glücklichen Ankunft in Wien am 28. März ihren befriedigenden Abschluß fand. Die Reise, obgleich ausschließlich dem Vergnügen gewidmet, gewann doch, namentlich in ihrer zweiten Hälfte, eine nicht zu unterschätzende politische Bedeutung durch den wahrhaft herzlichen Empfang, den dem Kronprinzenpaar von der fürstlichen Familie und dem Volke in Montenegro zu Theil wurde, sowie durch die spontanen Huldigungen, die bis vor Kurzem noch immer großend stehenden herzoglichen Rotabeln. Unser Spezialartist hat für unser Blatt zwei Momente von der Reise skizziert: „Den Empfang der herzoglichen Deputation an Bord des „Miramar“ vor Gradowa“ und „Die allgemeine Illumination der Stadt bei Eintritt der Dunkelheit“.

Die Montenegriner hatten sich mit Eifer gerüstet, die hohen Gäste würdig zu empfangen. Viertausend Söhne der schwarzen Berge hatten im Schmucke ihres Ausrüstungsgezeuges, um die Auftritte für das Kronprinzenpaar halbwegs praktikabel zu

machen. Nach solchen Bemühungen ging aber dann auch die Fahrt über die berühmten Serpentin von Cattaro nach Cetinje leidlich glatt von Statten. Den Zug eröffneten berittene Schützen, dann folgten in einem dreispännigen Wagen Flügeladjutant Graf Rostiz und der montenegrinische Ministerresident, Oberstleutnant Milinovic, sodann in einer vierspännigen, durch einen montenegrinischen Kutscher gelenkten Equipage das Kronprinzenpaar. An der Grenze wurden die hohen Reisenden von dem Fürsten von Montenegro und seinen Ministern erwartet und von da nach Cetinje geleitet, wo sie zum Mittelpunkt glänzender Feste und der herzlichsten Ovationen gemacht wurden.

Als dann am 23. März die Nacht Miramar mit dem kronprinzlichen Paar vor Gradowa ankerte, erschien an Bord eine vom Kreisvorsitzer von Mostar, Major Sauerwald, geführte Deputation von Vertretern sämtlicher neun Bezirke der Herzegowina. Die Deputation bestand aus 164 Mitgliedern, und als besonders bemerkenswerth verdient es verzeichnet zu werden, daß sich viele sehr einflußreiche Notabilitäten angeschlossen hatten, die bis vor Kurzem noch im Kampfe gegen die neue Ordnung der Dinge lagen, so das Brüderpaar Mijat und Pero Radovic, welcher Letzterer, einer der berühmtesten Anführer des letzten Aufstandes, erst in den letzten Wochen vom Kaiser begnadigt, nach Revesinje heimkehrte und vor dem ganzen Volke seine Unterwerfung unter die österreichische Regierung feierlich gelobte. Bürgermeister Mahomed Beg Alabegovic von Mostar hielt die Ansprache, in welcher er für sich und seine Landsleute der loyalen Gesinnung und unterthänigsten Ergebenheit für den Kaiser und das Kronprinzenpaar Ausdruck gab. Der Kronprinz dankte der Deputation und versprach, den Ausdruck der loyalen Gesinnung dem Kaiser zur Kenntniß zu bringen. Darauf wurden dem Kronprinzenpaar die einzelnen Mitglieder der Deputation vorgestellt und von den hohen Herrschaften in der Landessprache der Betreffenden angesprochen. Zum Schluß brachte die Deputation unter den brausenden Klängen der Volkshymne ein dreimaliges Hoch auf das Kaiserhaus aus, und damit war diese interessante und bedeutungsvolle Episode beendet. — Bei der Illumination und dem brillanten Feuerwerk Abends war ganz Cetinje mit Girlanden, Transparenten und Lampions geschmückt. Auf allen die Stadt umsäumenden Berggruppen flammten mächtige Höhenfeuer, die gelegentlich auch in gigantischen Flammenzügen die von einer Krone überstrahlten Initialen S und R erkennen ließen. Vor dem fürstlichen Palais spielte eine Musikkapelle auf, und dort mochte eine dichte, freudig bewegte Menge, die in begeisterte Rufe ausbrach, als der Fürst vom Balkon herab ein Hoch auf das Kronprinzenpaar ertönen ließ.

Ein „Trinksaloon“ in New-York.

(Bild S. 461.)

Der Deutsche hat den Amerikanern manch' heimischen Brauch über den Ocean gebracht, der sich nach und nach in amerikanisches Leben eingefügt hat, eines aber hat er — man sollte es nicht glauben, aber es ist so — zu Hause lassen müssen und, so eng er mit verwachsen war, doch nicht hinüber nehmen oder auf amerikanischem Boden neu erziehen lassen können — das deutsche Wirthshaus, die trauliche alte Kneipe mit dem runden Stammtisch und dem halb poetischen, halb materiellen, undefinirbaren Rimbuss.

Wie nüchtern, wie ungemüthlich, wie wenig zu traulichem Bleiben einladend ist das amerikanische Wirthschaftslokal: der „Saloon“, so elegant dieselben auch mitunter ausgestattet sind. Unser heutiges Bild führt uns in eines der großen in der Nähe des lärmenden, menschenfüllen Broadway gelegenen Trinklokale. Farbenprächtige, stimmungsvolle Gemälde füllen die Wände, umgeben von reichem, bordeauxrothen Sammetrahmen, der sich geschmackvoll von den cremefarbenen Marmorsäulen, Freisen und Konsolen abhebt. Die hohe Decke zeigt reiche Stukaturarbeit in Kassette; im Hintergrund, die Estrade abschließend, erheben sich eine hübsch ausgeführte Wanddecoration allegorischen Genres. In der Mitte des Saales erhebt sich ein Oval bildend, die sogenannte Bar (das Büffet), in deren Mitte sich ein kleines, abgeschlossenes Comptoir befindet. Vorn an der Bar, der Eingangstür zu, steht auf Platten, Tellern und in Schüsseln Alles, was nur des Trinker's Gaumen zu neuer Thätigkeit zu reizen vermag, der Lunch: Kaviar, Sardellen, Hering, Geflügel, Fisch, Wurst aller Art, Käse, Salat, Rettig u. c. Du darfst nur zulangen, es kostet nichts; der Wirth, der dir, je nach Ort und Qualität, 5—20 Cents (à 4 Pfennig) für ein germanisches Durst wenig entsprechendes Glas Bier abberlangt, findet doch keine Rechnung. Rund um die Bar läuft eine wohlpolirte Messingstange zum Aufstellen der Hüte und stehen die unvermeidlichen bauchigen Spuckstöcke, denn hier raucht, laut und spuckt Alles, vom schmutzigen Strazenjungen, der sich seinen Raubbedarf aus der Gasse aufliest, bis zur feinen Lady, die ihren Gummi kaut. Nur in solchen Lokalen wie in diesem, in welches unser Bild uns einführt, füllen sich — Speisehäuser ausgenommen — die kleinen Nebentische; gewöhnlich wird, stehend, an der Bar getrunken. Hier aber, wo die Musik Tag und Nacht ihre rauschenden, heiteren Weisen spielt, hier setzt sich selbst der nervöse, geschäftige Pantee und vergißt bei den rauschenden Klängen, beim Glas Bier, Wein oder Whisky sein „time is money“. Daß hier auch gewöhnlich die Damenwelt stark vertreten ist, allerdings mehr in Damen, die Anstellungen in Geschäften haben, als Hausfrauen, entschuldigt die Großstadt. Lebhaft genug geht es dabei zu; was Alles an diesen Marmortischen verhandelt und gehandelt wird, es gäbe reichen Stoff für einen jener spannenden, pikanten Sensationsromane, die man mit Interesse liest, aber oft verstimmt wieder aus der Hand legt.

Ein solches Stück New-Yorker Leben spiegelt unsere Illustration wider, das der Bekauer, von Gruppe zu Gruppe gehend, sich noch weiter ausmalen mag in den heitersten bis zu den düstersten Farbentönen.

Denkvers.

So verfunken ist kein Mann,
Den Liebe zuletzt nicht retten kann;
Wenn Einem nicht Wort und Zeit gereute,
Belehre man auch die schlimmsten Leute.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. A. v. Dederoth.

Fünfundzwanztes Kapitel.

Die Baronin hatte, nachdem sie Helene für heute entlassen, sich allein auf die Terrasse begeben, um dort ihren Thee einzunehmen. Sie war, wie wir schon erwähnt, in überaus glücklicher Stimmung, sie war von dem beseligenden Gefühl gehoben, ein gutes Werk verrichtet zu haben, und in einer Laune, in der es ihr gewiß sehr fern lag, Helene kränken zu wollen, sie hätte in dieser Stunde Jedem, der ihr grollte, dem sie Unrecht gethan, die Hand reichen mögen.

Es war ein unglücklicher Zufall, daß Helene, von irthümlicher Voraussetzung befangen, auf ihr Zimmer geschickt, als sie im Wagen Ella's ein junges Mädchen bemerkte, in der sie ihre Nachfolgerin vermutete; Ella hatte sich auf die Ueberraschung Helenens gefreut, wenn dieselbe erfahre, wen sie nach Liebenstein bringe; die befremdende Haltung der Gesellschafterin erinnerte Ella an das Zerwürfniß mit derselben, und da sie eines andern Planes halber Helenens Gesellschaft auch für den Abend nicht wünschte, so versparte sie sich die Genugthuung, Helene beschämt erröthen zu sehen, auf morgen.

Ja, es mußte Helene beschämen, wenn Ella, der sie den Vorwurf gemacht, mit Herzlosigkeit zu kokettiren, ihr darthat, wie sie nicht zu stolz gewesen, ihre Rivalin aufzufuchen, und Derjenigen die Hand zu bieten, um derenwillen sie die bittersten Enttäuschungen ihres Herzens erlebt. Ella lag der Gedanke sehr fern, Hulda Zornau die Stelle als Gesellschafterin bei ihr anzubieten, einmal hoffte sie noch, Helene werde es ihr möglich machen, sie trotz der Kündigung zu behalten, dann aber vermochte Ella auf andere Weise ihre Härte gegen die Schwester des Försters gut zu machen, als daß sie dieselbe dauernd an ihre Person fesselte. Das Letztere wäre auch, selbst wenn Ella es gewollt, an dem Widerstande Hulda's gescheitert. Je bitterer die Vorwürfe gewesen, welche Hulda, ehe sie eines Bessern belehrt worden, der Frau gemacht, die ihren Bruder von Haus und Hof getrieben, um so peinlicher war es ihr, eine angebotene Unterstützung von der Frau anzunehmen, der sie in's Antlitz gesagt, welches Bild sie sich von ihr gemacht. Wie beschämte, wie erschütterte es Hulda, zu hören, daß diese Frau schlimmer betrogen als sie, daß Ella den Baron Lieben von Herzen geliebt, und daß sie dennoch nicht daran gedacht, Rache zu üben, als sie Zornau und seine Schwester von ihrem Gute entfernen wollte, sondern Alm befohlen, jede verlangte Entschädigung zu zahlen!

Allein die Vorstellung, daß nur sie es vermöge, Zornau von den wahren Absichten Ella's zu überzeugen und den von wilden Leidenschaften berauschten Mann zur Vernunft zu bringen, konnte Hulda bewegen, das Anerbieten Ella's, sie zu begleiten, anzunehmen; der leidende Zustand, in dem sich Hulda befand, die Erschöpfung, welche in Folge der heftigen Gemüthsregungen eintrat, bewogen Ella, das Mädchen heute noch nicht nach der Försterei zu bringen, wo ihr neue Erregungen bevorstanden, sondern sie nach Liebenstein zu führen. — Ella hatte hiedurch gleichzeitig die Genugthuung, Fredrich und Willi zu beschämen, ihnen zu zeigen, wie es bei ihr keiner Fürsprache bedürfe, gerecht zu handeln, und daß sie nicht zu stolz, einer Schuldlosen, die sie für ihre Rivalin gehalten, die Hand zu reichen.

Alm hatte ihr versprochen, sie solle Willi heute dabei ertappen, daß er — der Mann, der den Ausdruck ihrer Theilnahme zurückgewiesen, sich heimlich in ihre Nähe schleiche. Wie freute sie sich darauf, den Mann erröthen zu sehen, der ihr gesagt, er beklage sie, der, mit Fredrich vereint, sich anmaßte, sie vor den Folgen ihrer eigenen Handlungen beschützen zu wollen. Wie beschämt mußte er vor ihr dastehen, wenn er ihr vorwarf, das Elend des Försters dadurch verschuldet zu haben, daß sie den Mann durch stolze Abweisung, ihn zu hören, gereizt, und sie dann erwidern konnte, ihr Stolz dulde keinen Zwang, sie finde selbst die Wege, die Wahrheit zu erforschen.

Ja, sie konnte triumphiren, sie konnte beweisen, daß ihr Stolz keine Demüthigung scheue, wo sie eine Uebereilung eingesehen.

Es schmeichelt jedem Weibe, wenn sie fühlt, daß sie sich das Interesse eines Mannes erobert, besonders wenn derselbe ihre Achtung gewonnen, der Reiz wirkt doppelt, wenn der Mann als ihr Gegner aufgetreten und gar sich anmaßt, ihr seine Hülfe bieten zu wollen und sie bedauert, weil sie in Verblendung dieselbe verschmäht. Willi hatte ihr Gleichgültigkeit zeigen wollen, er hatte ihr nicht gegönnt, ihr Bedauern über seine Verwundung auszusprechen zu können, aber heimlich schlich er ihr nach. Er hatte sie vor dem Prinzen warnen, vielleicht gar sie beschützen wollen, und man hatte ihn öffentlich beschimpft, ihm seine Ohnmacht gezeigt — wenn sie trotz dessen ihm gestattete, sie zu besuchen, so war sie es, die sein Ansehen in L. rehabilitirte. Er hatte ihr hochmüthig seine Hülfe geboten; wenn sie ihm jetzt die Hand zur Versöhnung und zur Verhängung reichte, so war das keine Niederlage mehr, sondern ein Triumph.

Ella ließ den Inspektor zu sich befehlen. Die Auslassungen Hulda's bestätigten die Anlagen Fredrich's gegen

denselben, aber ein Lügner und Betrüger war ihr zu verächtlich, als daß sie ihren Unwillen nicht hätte unterdrücken können, so lange sie dieses Menschen noch bedurfte. Heute sollte er ihr zu dem Triumphe helfen, Barning zu ertappen, morgen war es Zeit, ihm seine Entlassung anzukündigen. Ella war entschlossen, Freilich hiemit zu betrauen.

„Haben Sie Herrn Barning wieder in den Anlagen gesehen?“ fragte sie.

„Noch nicht, gnädige Frau, aber Sie verzeihen — ich bemerkte Fräulein Schubert nirgends — sie weiß doch nicht —“

„Fräulein Schubert ist auf ihrem Zimmer,“ unterbrach Ella den Inspektor kalt, „bekümmern Sie sich darum nicht. Wenden Sie es mir, wenn Herr Barning sich in der Nähe des Schlosses zeigt, und sorgen Sie, daß ich ihn überraschen kann.“

Am verneigte sich, der kurze, schroffe Ton Ella's ermutigte ihn nicht, eine neugierige Frage zu stellen, wer die leidende Dame sei, welche als Gast in Liebenstein eingetroffen, und ob Ella dieselbe vielleicht auf der Terrasse erwarte.

Ella war allein. Sie hatte ihren Thee genossen, es dunkelte der Abend, aber die Frische der Luft war angenehm. Erwartungsvoll, was die nächste Stunde bringen werde, schritt sie auf und nieder. Ueberraschte sie Barning in ihren Anlagen, ertappte sie ihn vielleicht gar dabei, daß er sich heimlich in ihre Nähe geschlichen, so war ihr das Wiederanknüpfen von Beziehungen mit ihm und Freilich leichter, als wenn sie sich brieflich an den Letzteren wenden

mußte — dieser Gedanke war ihr ein willkommener Vorwand, die Unruhe zu erklären und zu entschuldigen, mit der sie das Rencontre herbeisehnte.

Da plötzlich vernimmt ihr Ohr rasche Schritte. Aus dem Dunkel eines Boskets tauchte eine männliche Gestalt. „Wer ist da?“ sagte sie mit bebender Stimme und sie schreitet der Gestalt entgegen. Das Blut wallte ihr heiß und wild durch die Adern. Diese Terrasse ist seit ihrem Verweilen auf Liebenstein für Fremde gesperrt. Schleicht sich Jemand zu abendlicher Zeit durch die Anlagen, um aus der Ferne ein Bild von ihr zu erhaschen, ihre Gestalt zu sehen, ihre Stimme vielleicht zu hören, so kann das ihrer Eitelkeit schmeicheln, sie kann einem Fremden gönnen, was

anstaltet und daß er sie stört. „Sie bringen mir doch keine Unglücksboten? Was führt Sie her?“ fragte die Baronin, mit Mühe ihre Verstimmung verbergend.

„Gnädige Frau, ich wollte Ihnen die Abreise des Prinzen melden, ich machte leider den Weg zu Fuß, ich habe mich in der Schlucht verirrt, ich bin todmüde.“

„So setzen Sie sich. Ich werde anspannen lassen, damit Sie nach Hause fahren können. Sie hätten sich Ihre Mühe sparen können, es ist mir höchst gleichgültig, ob Seine Hoheit in L. verweilen oder nicht.“

„Ist das wirklich wahr? Dann atme ich leichter. Da ich das unerwartete Glück habe, Sie unter vier Augen zu treffen, so gestatten Sie mir einige vertrauliche Worte. Ich

den Angestellten des Gutes nicht versagt ist, aber in ihre unmittelbare Nähe sich zu schleichen, ist eine beleidigende Dreistigkeit, eine schamlose Frechheit.

„Verzeihung!“ — antwortet eine flüsternde Stimme — „Sie, gnädige Frau! — Ich suchte Jemand, der mich bei Ihnen meldet.“

Es ist der Graf Sternheim, den die Baronin erblickt, und wie unangenehm, wie störend ihr auch der Besuch in diesem Augenblicke ist, beruhigt doch sein Anblick ihr Blut, das der Gedanke an eine Beleidigung erregte; es muß eine außerordentliche Botschaft sein, die den Grafen zu so später Stunde herführt, aber der Gedanke an eine böse Absicht desselben liegt Ella fern.

Die Baronin erröthet verlegen, es ist ihr verständlich, daß der Graf Niemand begegnet ist, aber sie mag ihm nicht erklären, daß sie die ver-



Schloß Schönhausen, Familienbesitz des Fürsten Bismarck. (S. 466.)
Originalzeichnung von Günther-Raumburg.



Reise des österreichischen Kronprinzenpaares nach dem Orient: Illumination und Höhenbeleuchtung in Gettinje. (S. 463.)
Nach einer Skizze von F. Schlegel.



1. Wie die Wildkatze aus dem Käfig genommen wird. — 2. Was gibt's für uns? — 3. Der schlafende König. — 4. Fräulein Eveline — von kaum zu schätzender Klugheit und Geschicklichkeit. — 5. Ein Hyänenbaby. — 6. Ein Bär aus Rußland. — 7. Das erste Frühstück. — 8. Der bunte Mandrill — keine Schönheit, aber von interessanter Gesichtsfarbe, nämlich hellblau. — 9. Tam! Tam! Erklärung und Ruff. — 10. Sehr gemischte Gesellschaft.

Große Vorstellung in der Menagerie.

glaube, Seine Hoheit haben sich selbst über die Gefühle getäuscht, welche Ihr Zauber in ihm erweckt. Seine Hoheit —

„Ersparen Sie sich Ihre Erklärungen, Herr Graf,“ unterbrach ihn Ella ungeduldig, „es interessiert mich das sehr wenig. Sagen Sie seiner Hoheit, er möge mir seine Freundschaft bewahren, was Laune oder momentane Stimmung sonst zwischen uns angeregt, sei vergessen. Grüßen Sie den Prinzen von mir. Sie müssen schon selbst dafür sorgen, daß mein Kutscher anspannt — gehen Sie nur diesen Weg hinauf, er führt Sie nach dem Schloßhof.“

„Nur ein Wort, gnädige Frau. Es macht mich unbeschreiblich glücklich, daß es Ihnen so leicht wird, die Huldigungen des Prinzen nach ihrem wahren Werthe zu taxiren. Nicht Jeder, der in Ihr Auge gesehen, den Ihr Zauber berauscht, ist so launenhaft in seinen Neigungen, wie der Prinz. Ich habe ihn vergeblich gewarnt, Sie zu kompromittiren.“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Sollten Sie es wirklich nicht wissen, gnädige Frau, wie Ihre Beziehungen zu dem Prinzen leider schon berart in der Öffentlichkeit besprochen werden, daß die plötzliche Abreise seiner Hoheit Ihre Ehre bloßstellt, daß es aussteht, als habe er Anlaß zu einem Bruch erhalten.“

„Das wäre infam, Herr Graf; sind falsche Gerüchte ausgesprengt, so trifft den Prinzen die Schuld, oder Sie.“

„Mich! Mich, der ich mein Blut für Sie verspielen möchte? Klagen Sie den Prinzen an, aber nicht mich.“

Der veränderte Ton des Grafen, der heiße Hauch der Leidenschaft, der Ella anwehte, machte sie unruhig.

„Reden wir ein andermal darüber,“ sagte sie, „die Stunde ist nicht passend. Kommen Sie morgen.“

„Nein — ich gehe nicht, ehe Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie geliebt, seit ich Sie zum ersten Male gesehen.“

„Verlassen Sie mich, Herr Graf, ich befehle es!“ rief Ella bebend.

„Ich habe die Martern der Eifersucht ertragen, lassen Sie mich heute mein Herz ausschütten, Ella.“

„Herr Graf, Sie entwürden sich und beschimpfen mich — soll ich meine Dienerschaft rufen?“

„Ich liege zu Ihren Füßen, rufen Sie Ihre Diener, ich werde es nicht leugnen, daß ich Ihnen meinen Namen biete, obwohl man Sie schon die verschmähte Geliebte eines Prinzen nennt. Erhören Sie mich, Ella!“

„Wenn ich Sie nie verachtet, so geschieht es jetzt. Es gibt nichts Erbärmlicheres, als einen Mann, der die Verlegenheit einer Frau ausbeutet, sie zu kompromittiren. Dieser Vubenstreich war geplant. Hintweg, oder ich scheue nichts und lasse meine Lakaien entfernen!“

„Das ist Haß — Sie konnten mich abweisen, aber Sie beschimpfen mich. Störte ich etwa? Waren Sie für einen Andern allein? Ah, Sie erröthen! Ich hab's getroffen. Der Prinz hat Recht, sich zurückzuziehen. Ich verlasse Sie, aber ich halte Ihre Ehre in meinen Händen. Verschmähen Sie meine Liebe um eines hergelaufenen Burischen willen, so erwarten Sie nicht, daß ich Sie schone.“

„Eben!“ knirschte Ella, bebend vor Empörung, Angst, Zorn und Scham — „hinweg oder ich speie Sie an.“

„Und ich küsse den Mund, der mich beschimpft. Du bist zu schön, Weib, als daß ich Dich hassen könnte!“ rief er und wollte sie mit Gewalt an sich reißen und sie umarmen, da schrie Ella nach Hülfe.

„Rufe nur,“ höhnlachte der Graf und wollte die Flüchtige ereilen, die sich ihm entzogen; da ertönte aus der Ferne die Stimme des Inspektors: „Wer ruft?“

„Hülfe, Hülfe!“ schrie Ella nochmals, ihre Hand hatte sich mit einem Messer bewaffnet, das noch auf dem Tische gelegen, an dem sie gespielt.

Hatte der Graf einen so ersten Widerstand nicht erwartet und vielleicht darauf gerechnet, Ella durch die Drohung, ihre Ehre zu kompromittiren, einzuschüchtern, hatte ihn auch wohl die Leidenschaft verleitet, weiter zu gehen als er jemals verantworten konnte, so sah er jetzt, daß diese Frau zum Aeußersten entschlossen.

Der Antworthruf des Inspektors erschreckte ihn.

Es war verabredet, daß Jm sich nur bemerkbar machen sollte, wenn ein Dritter sich störend nahte. Der Graf hielt es für gerathen, sich zu entfernen. Er schlug den Weg ein, der von der Terrasse durch die Anlagen zum Fahrwege nach L. führte, da hörte er plötzlich nahende Schritte, gleich darauf krachte ein Schuß, wenige Sekunden darauf ein zweiter.

„Hieher!“ tönte der Ruf des Inspektors. — „Hallo! Hülfe — ein Mörder!“

Der Graf erreichte den Inspektor.

„Fort — fort!“ flüsterte dieser — „es ist geschehen.“ Aus der Tiefe erklang ein Gestöhn.

„Verdammt — er lebt!“ murmelte Jm erblickend, in demselben Moment schrie er bestig zusammen.

„Es kommt Jemand,“ flüsterte er mit bebender Stimme. Er schleuderte eine Büchse in den Abgrund.

Der Graf bemerkte es erst jetzt, daß Jm noch ein zweites Gewehr bei sich hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Bismarckfeier.

(Bilder S. 460 u. 464.)

I. Der Fackelzug in Berlin.

Unter den großartigen Huldigungen, welche die deutschen Gauen von Nord zum Süd dem Fürsten Bismarck zu seinem siebenzigsten Geburtstag und fünfzigjährigen Dienstjubiläum darbrachten, ragt besonders hervor und darf ganz speziell Anspruch auf Erwähnung machen der gewaltige Fackelzug der Stadt Berlin, der nicht weniger als ungefähr zehntausend Theilnehmer zählte. Es war die eine so originelle Festlichkeit, daß wir nicht veräumen wollen, unseren Lesern hier die hauptsächlichsten Gruppen des geistvollen Arrangements im Bilde vorzuführen. Sechs Herolde und Paukenschläger in altdeutscher Tracht eröffneten den Zug, ihnen folgten in zwei vierpännigen Wagen die acht Herren des Centralkomitees, und an diese reihten sich zu Fuße zehnhundert Sänger der Liedertafel an. Nun kam eine Musikkapelle und nach dieser nahm der eigentliche Fackelzug seinen Anfang. Die erste Gruppe desselben bildeten die Studierenden der Berliner Universität und die Vertreter der übrigen deutschen Universitäten, voran der Ausschuss in altstudentischer Tracht, theils zu Pferd, theils in vierpännigen Wagen, und darauf die Deputationen von sieben deutschen Universitäten in fünfundzwanzig zweispännigen Wagen. Diesen schlossen sich die Burschenschaftler, die Landsmannschaften, die Berliner Korps, der Seniorenkonvent, dann die Korpskonvent-Verbindungen und noch eine Unmasse akademischer Vereine an. Nun folgte ein reiches Musikkorps und diesem folgten sich an die Studierenden der Bergakademie und der technischen Hochschule, theils in studentischen, theils in Bergmannsstockstücken. Dann kamen der Ausschuss der Karlsruher Burschenschaft und die Studierenden der landwirtschaftlichen Hochschule, nun wieder Fackelträger, dann ein landwirtschaftlicher Verein und hierauf abermals Fackelträger. Nun erschienen die Studierenden der Veterinärwissenschaft, dann drei Landsmannschaften und der Turnverein der Studierenden der Tierheilkunde; und jetzt erreichte einer der Hauptmomente dieser Festlichkeit besonders die Aufmerksamkeit, nämlich von acht Pferden gezogen, in der Form eines Phantastisches, der große Triumphwagen der Kunstakademie, der künstlerische Haupteffekt des ganzen Zuges. Voraus ritten diesem drei Mitglieder des Ausschusses, neben den Pferden gingen Führer in mittelalterlicher Tracht, in dem Schiffe befanden sich die Chorgirten. Unter einem Baldachin stand eine Germania, welcher die Vertreter des deutschen Heeres mit gezückten Schwertern und aufgehobenen Fahnen ihre Huldigung darbrachten. Eine Gruppe von Männern und Frauen in altdeutscher Gewandung versinnbildlichte den Hausstand, das Bürgerthum, Kunstgewerbe und das Gelehrtenthum. Spielleute, Edelknaben, Schiffsmannschaften und andere Gestalten vervollständigten die Besetzung des reichgeschmückten Schiffes. Diesem folgte nun die heitere Abtheilung der Bewohner von Kamerun, und eine Anzahl Fackelträger verband diese Gruppe mit dem Markedenterwagen, der letzten Künstlergruppe. Dann marschirten die Mitglieder der Berliner Ruder- und Seglervereine auf, und an diese reihte sich der Zug der Bürgervereine an, dem ein Musikkorps mit Kostümen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges an der Spitze vorausschritt, in der Mitte dieser Vereinsgruppe fiel ein mächtiger Wagen auf, der die Darstellung der Gründung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg zeigte. Wieder ein Musikkorps mit Kostümen aus der Zeit Friedrich's des Großen, dann Vereinsdeputationen. Abermals eine Musikkapelle mit spanischen Reiterkostümen. Hier auf der lange Zug der Innungen, in welchem alle nur denkbaren Handwerke vertreten waren. Das effektivste Stück bei diesem Theile war die erleuchtete Glashalle der Glaser. Eine Menge Arbeitervereine und Arbeiter aus einzelnen Fabriken bildeten den Abschluß des Zuges, dessen Vorbeimarsch 1 1/2 Stunden dauerte. Der Zug bewegte sich zunächst am Palais des Kronprinzen, dann an dem des Kaisers vorbei; der Kaiser stand während dieser Zeit am Fenster und jede Abtheilung brachte dem Monarchen ihre Huldigung dar. Dann ging es zum Palais des Fürsten Bismarck; dieser stand hoch ausgerichtet am Fenster, sah sich den Vorbeimarsch des Zuges an und empfing von den einzelnen Gruppen eine Salve von Ovationen und Huldigungen. Im Hofe wurde von einem Singsang der von Rudolph von Gottschall gedichtete Hymnus vorgetragen; dann wurde wieder abmarschirt und vor die Dragonerlärne in der Pionnierstraße gezogen, wo Feuerwehrlente die Fackeln in Empfang nahmen. Damit hatte dieser großartige Fackelzug — wohl einer der größten, der je gebracht wurde — sein Ende erreicht.

II. Das Schloß Schönhausen.

Das Gut Schönhausen, welches vom deutschen Volk als bleibendes Wahrzeichen der Dankbarkeit dem Kanzler zu seiner Jubelfeier als Besitz übergeben wurde, liegt in der Altmark und unsere Illustration zeigt das einfache, aber geräumige Herrenhaus, in welchem der genialste Staatsmann unserer Zeit vor 70 Jahren geboren wurde. Zu jener Zeit befand sich das Gut, aus zwei Rittergütern vereinigt, schon seit 1562 im ungetheilten Besitz der Familie, später ging das Hauptgut, das 5604 Morgen umfaßt, in andere Hände über und der Familie Bismarck blieb nur das kleinere in der Größe von 1938 Morgen. Der Reichskanzler hat vergeblich angestrebt, wieder in den Besitz des Familiengutes zu gelangen. Es fehlten ihm die Mittel zur Erwerbung desselben, und als ihm ein anderes Gut geworden, vermied er den Aufenthalt in dem verkleinerten Besitzthum.

Der Bismarck'sche Gutshof liegt dicht neben der Kirche. Man tritt in denselben durch eine Einfahrt mit gemauerten Pfeilern und hat zur Linken zunächst das Wirtschaftshaus, vor sich aber eine große, schöne Linde, welche etwa die Grenz zwischen dem Wirtschaftshaus und dem eigentlichen Schloßhof bezeichnen mag. Wenige Schritte führen uns von der Linde zu einer Sandsteinvase, und wir stehen vor dem Hause, in welchem Bismarck geboren wurde. Es ist ein schlichter, schwerer, vierediger Bau aus den letzten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts, dessen gewaltige Grundmauern noch von dem ersten Schlosse herrühren, welches die Bismarcke hier bewohnten. Das Haus hat zwei Stockwerke und ein hohes Dach. Auf der rechten Seite der Thür ist ein Flögel angebaut, der bis zur Höhe der Sandsteinvase vorspringt. Auf der linken Seite beginnt der Park mit herrlichen Reihen von Kastanien und Linden. Die Eingangstür ist schlicht wie das Haus selbst, ohne Rampe, ohne Treppe. Der Wappenstein über

derselben zeigt rechts das Bismarck'sche Wappen, das doppelte Dreiblatt, links das Ratt'sche Wappen, die Krone mit der Mauer. Die Inschrift rechts heißt: August von Bismarck, die links: Dorothea Sophie Ratten, darunter anno 1700. Ein schmuckloser Korridor führt uns durch eine weite Flucht von Zimmern, deren einfache, schmucklose Einrichtung eher an die Wohnräume eines einfachen Landadelmannes, als an die Gemächer eines Fürsten gemahnt. Nur die Porträts der Ahnen an den Wänden erinnern uns daran, wo wir uns befinden. Kein Geruch, kein luxuriöses Möbel sonst in allen diesen weiten Räumen — allein dem Bibliothekszimmer scheint eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden zu sein. Rings an den Wänden ziehen sich mächtige, deckenhöhe Bücherregale hin, mit dickbauchigen Folianten und Bänden vollgestopft, und in der Mitte des Gemaches steht ein gewaltiger, schwerer eigener Tisch, auf welchem einige Bücher ausgebreitet liegen. Wie oft mag hier der junge Bismarck sich über die reichen Schätze der Bibliothek gebeugt und Stunden um Stunden studirt haben? ... Rings um das Haus zieht sich der weite Park mit dem Karpfenteich und den Gräbern Bismarck'scher Ahnen und an den Park endlich reißen sich die weiten Strecken Landes, welche das Besitzthum Bismarck's umfassen.

Jetzt hat die deutsche Nation in sehr glücklicher Weise dem großen Manne ihre Erkenntlichkeit durch die Gabe des unzerstörten Besitzes seiner Väter beweisen können.



Pflanzen zum Ruhen und zur Zierde.

Von

M. Fries.

II.

Der Hollunder, Helder, Flieder (Sambucus nigra).

Der Hollunder ist ein in ganz Europa wohl bekannter, aber nicht in dem Grad gewürdeter Strauch, wie er es in Wirklichkeit verdient, indem doch beinahe alle Theile nutzbar sind; denn nicht allein, daß seine reifen Früchte eine vielseitige Verwendung haben, schon die Blüte liefert ihren Tribut und dient als ein ausgezeichnetes Heilmittel, sogar die ganze Pflanze ist reich an Heilkraft und sonstigen Bestandtheilen, welche sie zu verschiedenartigen Gebrauch geeignet machen.

Die Anpflanzung des Hollunderstrauchs ist in jeder Lage und Boden gleich sicher. Die Fortpflanzung kann durch Samen geschehen oder durch das Zertheilen und Segen der Wurzeln, mit Schossen, oder durch das Zertheilen der Stöcke. Will man sich lange durch Samen erzeugen, so muß man darauf bedacht sein, einen guten Samen zu bekommen, der gehörig reif ist und große Beeren hat, deren Saft schmackhaft und gehaltvoll ist. Schon die Stiele müssen eine rothe Farbe haben, denn es gibt auch hollundersträucher, an welchen die Stiele grün und die Beeren gehaltlos und wässrig sind. Das sicherste Zeichen von Gehaltlosigkeit der Beeren sind immer die grünen Stiele.

Die zur Saat bestimmten Beeren werden entfernt, die Körner gut getrocknet und im Frühjahr in ein schon dazu kultivirtes Gartenbeet in Rinnen gesät und flach eingehakt; haben die Sprosslinge ihre erforderliche Stärke, so werden sie bei feuchter Witterung ausgenommen und gekehrt.

Der Nutzen des Hollunders beginnt mit der Blüte. Die Blüte wird theils zu Koch- und Badewasser und verschiedenen Speisen benutzt, denen sie einen angenehmen Geschmack gibt, theils zu Hausmitteln, und zwar innerlich und äußerlich. Innerlich gebraucht wird ein Aufguss als Thee, dessen Wirkung schweißtreibend, schleimauflösend, nervenstärkend und krampfstillend ist und schnell erwidert. Er ist mithin bei denjenigen Krankheiten anzuwenden, welche durch Erkältung entstanden sind, namentlich bei Rheumatismus, Husten, Schnupfen, überhaupt in Krankheiten von unterdrückter Ausdünstung. Äußerlich wird die Hollunderblüte mit gutem Erfolg angewendet, theils im trockenen Zustand, bei katarrhischen und rheumatischen Leiden, bei Geschwülsten und Verhärtungen, wo sie schmerzstillend und zertheilend wirkt, durch Auflegen von warmen Säckchen, gefüllt mit Hollunderblüte, theils mit Milch gekocht, zu erweichenden Umschlägen. Man säume daher nicht, immer so viel wie möglich Blüten zu sammeln, breite sie sehr dünn aus und trockne sie an einem luftigen, schattigen Ort; sobald sie gehörig getrocknet sind, bewahre man sie in einem gut verschlossenen Gefäß an einem trockenen Ort auf.

Die Hollunderblüte dient ferner auch noch zur Bereitung von wohlschmeckenden Weinen, zum Beispiel die Blüten in ein Säckchen gethan und in den Most gehängt, geben dem Wein einen eigenthümlichen Geschmack, der von Vielen sehr geliebt wird.

Die Blütenknospen und unreifen Beeren können mit Essig, Öl und Salz zu einem guten Salat verwendet werden. Aus den reifen Beeren wird das Hollundermus, Niederemus be-reitet, das als schweiß- und harntreibendes Mittel bei Katarrhen und rheumatischen Leiden sehr geschätzt wird.

Das Hollundermus wird aus den schwarzrothen Beeren des Hollunders auf folgende Art hergestellt: Die reifen Beeren werden mit Vorsicht abgepflückt, damit keine Stiele unter die Beeren kommen; dann zerquetscht man sie in ganz frischem Zustand und preßt den Saft aus. Den Saft läßt man 12 Stunden lang ruhig stehen, damit sich die dickere Masse zu Boden setzt, alsdann gießt man in einen Kessel das Reine, Flüssige, vorsichtig und behutsam ab, damit der Bodensatz nicht damit eingemischt wird, denn dieser muß zuräuberleiben. Diefem Saft wird der nöthige Bedarf an Zucker und Zimmt beigegeben und das Ganze so lange gekocht (indem man immerwährend mit einem hölzernen Löffel umrührt), bis es nicht mehr fließt und etwa die Festigkeit eines steifen Honigs bekommen hat; alsdann wird es in Stein-

thefe gefüllt und gut verschlossen aufbewahrt. Dieses Mus ist ein vorzügliches Hausmittel, es ist angenehm zu genießen und sehr gesund, namentlich für Kinder, da es gelinde abführt. Bei älteren Personen hat es zwar die gleiche Wirkung, doch braucht man da schon ein größeres Quantum.

Der Hollundersaft. Die Bereitung des Hollundersaftes ist nur wenig verschieden von der Zubereitung des Muses. Die Beeren werden nicht sogleich gepreßt, wie bei dem Mus, sondern kommen in einen steinernen Topf und werden so lange an einen kühlen Ort gestellt, bis sie anfangen saftig und weinig zu werden; alsdann preßt man den Saft aus, läßt ihn wenige Stunden stehen, schüttet ihn, damit man keinen Bodensatz bekommt, behutsam in einen Kessel ab, nimmt dann zu 1 1/2 Liter Saft 1 Kilogramm gestochenen Zucker und kocht diese Masse so lange, bis sie anfängt zähe zu werden, alsdann nimmt man sie vom Feuer weg. Um eine Gleichmäßigkeit des Saftes zu bekommen und um das Anbrennen zu verhüten, wird während des Kochens mit einem hölzernen Löffel beständig gerührt. Ist nun dieser gelotene Saft abgekühlt, so wird er in Flaschen gefüllt und gut zugesperrt. Dieser Saft hat die nämliche Wirkung und kann viel länger aufbewahrt werden als das Mus.

Der Hollunderwein. Zu dessen Bereitung werden die Beeren, die ohne Stiele abgepflückt wurden, im Wasser gekocht; die Beeren entleeren sich allmählich ihres Saftes, die Haut schrumpft ein und setzt sich zu Boden, alsdann wird der Saft behutsam abgeseigt, damit die eingeschrumpften Beeren zurückbleiben. Diesem reinen Saft gibt man eine nötige Quantität Zucker bei, kocht solchen wenigstens eine Stunde lang und gießt ihn dann in ein hölzernes Gefäß. Um eine baldige Gährung zu bezwecken, werden einige Brodskrüten auf Kohlen braun geröstet, mit Heide besetzt und in den Saft gelegt. In diesem Gefäß läßt man den Saft drei Tage lang stehen, rührt aber die ganze Masse des Tags mehrmals um und füllt sie dann in ein Gefäß im Keller zur Gährung, welche einige Monate dauert. Während der Gährungszeit darf das Gefäß nicht gepundet, sondern nur mit einem Lappchen bedeckt werden. Nach vollendeter Gährungszeit, aber nie vor dem vierten Monate, wird dann der Wein abgezogen und in ein anderes Gefäß oder in Flaschen gefüllt. Zu Essig und Brantwein können die Hollunderbeeren auch verwendet werden.

Mit dem Saft der Hollunderbeeren kann man den Wein roth, leinwandlich oder braun und, mit Wismuth vermischt, die Wolle blauroth färben.

Die Hollunderbeeren sind auch eine Lockspeise für Vögel.

Die Rothrübe, Rabe (Beta vulgaris rapacea). Die rothe Rübe mit blutrother Wurzel, welche als Zugemüse oder als Salat verwendet wird, ist um so mehr beliebt, je zuckerhaltiger sie ist. Man unterscheidet mehrere Spielarten, von denen nur jene beachtet zu werden verdienen, die eine blutrothe Wurzel mit dunkelrothem Fleisch und kleine dunkelrothe Blätter haben, denn nur diese besitzen den erwünschten Zuckergehalt.

Durch die Saat auf den bleibenden Ort gewinnt man weit größere und schönere Rüben und mit dem vollen Zuckergehalt, namentlich auch viel baldiger erntbare Rüben, als durch das Verpflanzen, weil bei den Saatrüben keine Hemmung in der Vegetation mehr eintritt. Werden dagegen die Pflänzchen in Mistbeeten erzogen und zum Versehen mit etwas Erde ausgehoben, so daß die Wurzel ganz unbeschädigt bleibt, so tritt auch keine Hemmung nach dem Versehen ein und man bekommt Rüben, welche in allen ihren Bestandtheilen ausgezeichnet sind. Das Verziehen der Pflanzchen ist eine sehr wichtige Arbeit und muß mit der größten Vorsicht geschehen, man hat nicht allein auf die noch stehenden Pflanzchen alle Vorsicht und alle Aufmerksamkeit zu richten, damit sie durch das Ausziehen der überflüssigen Pflanzchen nicht von ihrer Stellung kommen oder zu sehr von Erde entblößt werden, sondern auch auf die Pflanzchen, welche zum Versehen verwendet werden wollen, dieselbe Vorsicht zu verwenden, damit die Wurzeln der Rüben weder abgebrochen noch verletzt werden. Werden Rothrüben mit abgebrochenen oder verwundenen Wurzeln geerntet, so wachsen eine Menge Wurzeln hervor und man erntet nichts als Wurzeln, somit einen ärmlichen Ertrag, und Rüben, denen es an Güte, Süßigkeit und Geschmack mangelt, und was noch am meisten auffallend ist, daß durch das Abbrechen und das Verwunden der Wurzeln die Farbe der Rothrübe sehr beeinträchtigt wird. Die dunkelrothe Farbe ändert sich in bläulich, ja sie bekommen sogar eine förmliche Mißfarbe und geben schon durch diese Fund, daß die Rübe in allen ihren Bestandtheilen eine gänzliche Umwandlung erlitten hat, besonders stark zum Nachtheil ihrer Süßigkeit, ihres Zuckergehaltes. Somit dürfte strengstens geboten sein, das Verpflanzen und Versehen frühzeitig vorzunehmen, um die Rothrübe mit der ganzen Länge der Wurzeln zu bekommen. Besonders möchte ich das Ausheben ganzer Ballen empfehlen, wodurch es möglich wird, ohne alle Verletzung und Abreißen der Wurzeln die schwachen Pflänzchen zu erhalten.

Ein Tagebuch Beethoven's.

Das britische Museum in London hat ein Tagebuch Beethoven's gekauft. In demselben befinden sich folgende Daten:

31. Jänner. Den Hausmeister entlassen.
15. Februar. Eine Köchin aufgenommen.
8. März. Die Köchin entlassen.
22. März. Einen Hausmeister aufgenommen.
1. April. Den Hausmeister entlassen.
16. Mai. Die Köchin entlassen.
30. Mai. Eine Wirthschafterin aufgenommen.
1. Juli. Eine Köchin aufgenommen.
28. Juli. Die Köchin dabongegangen.
- Vier böse Tage, 10., 11., 12. und 13. August, gegeben in Verdenfeld.
28. August. Erbst von der Wirthschafterin.
6. September. Eine Magd aufgenommen.
13. Dezember. Die Magd ging.
18. Dezember. Die Köchin entlassen.
22. Dezember. Eine Magd aufgenommen.

Diese trodene Aufzählung illustriert das traurige häusliche Leben des berühmten Meisters.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

„Wenn ich Dich frage, Adele,“ sagte eine etwas strenge Gouvernante, „so geschieht das nicht zu meinem Vergnügen!“

„Aber zu meinem doch wahrhaftig auch nicht, Fräulein!“ erwiderte die schlagfertige Schülerin.

Als Jakob I., König von Großbritannien und Irland, kurz nach seiner Thronbesteigung durch die alte Stadt Shrewsbury kam, hielt der dortige Bürgermeister eine wohlgeleitete Ansprache an ihn, schließlich den Wunsch ausprechend: „Seiner Majestät Regierung möge so lange dauern, als Sonne, Mond und Sterne am Himmel stünden.“

„Wenn Euer frommer Wunsch in Erfüllung geht, mein Lieber,“ sagte der König, „so wird meinem Sohne nichts übrig bleiben, als bei Kerzenlicht weiter zu regieren.“

Der Tapferste der Tapfern.

Ein französischer Politiker sprach über einen General, dessen Kriegsthaten sonst Niemand rühmen wollte und behauptete, daß derselbe auf dem Schlachtfelde stets da zu finden gewesen sei, wo die Kugeln am dichtesten waren.

„Wo war denn das?“ fragte etwas ungläubig einer der Zuhörer seinen Nebenmann.

„Hinter dem Munitionswagen!“ antwortete dieser.

Die kleine Anna weinte bitterlich und berichtete, von ihrem etwas ältern Bruder um den Grund ihrer Thränen befragt, daß sie von einer ihrer Spielgefährtinnen einen Puff erhalten habe.

„Dann hätte ich sie eben wieder gestoßen!“ meinte der streitbare Karl.

„Ja, das hab' ich schon vorher gethan!“ antwortete Klein Kenneth.

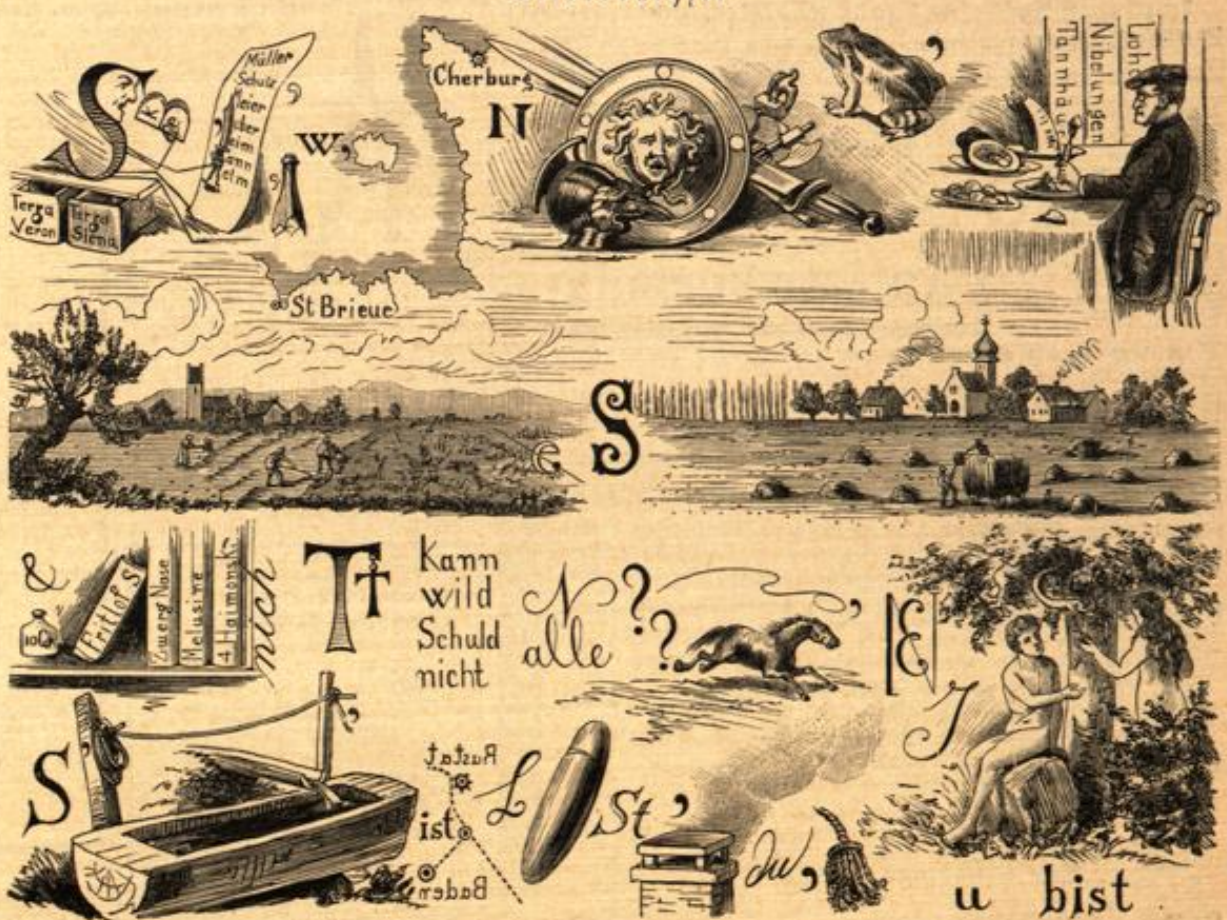
Charade.

Ein edler Trank die Erste ist,
Ein gut Getränk ist auch die Zweite,
Das Ganze seine Nahrung frisst
Auf hoher, unersuchbarer Balde.

Auflösung des Logogriphs Seite 443:

Troh — Roh.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsel Seite 443:

Nicht jede Zwiebel gibt eine Tulpe.

In der gleichzeitig mit dieser Nummer zur Ausgabe gelangten Nummer 30 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

beginnt neu:

Im Hörselberg.

Roman von

Leo Warren.

Die bis jetzt erschienenen Nummern dieses Jahrgangs enthalten schon folgende Romane:

Die schöne Wienerin, Roman von Hieronymus Lorm.
Der Adjutant der Kaiserin, Roman von Gregor Samarow.

Die tolle Braut, Roman von Eugen Salinger.

Dornenkronen, Roman von Ida Boy-Ed.

Daniela, Roman von B. Oulot.

In einer Hafenstadt, Roman von G. Vely.

Am Berge Arta, Roman von A. v. Suttner.

Irrwische, Roman von Robert Byr.

Außerdem ein reichhaltiges Feuilleton.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14-tägigen Hefen 35 Pfennig pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt

vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. G. in Kachen. Ihr Silberbüchse ist sehr hübsch und für den Autor schmeichelt. Man könnte ihm jedoch die als Selbstlob auslegen und deshalb wird er sich die Blätter in der Mappe der „Liebeswärtigen Buchstaben“ seiner Leser aufbewahren.

H. L. Witwe in O. Das muß ein Mißverständnis sein, da die Redaktion dieses Blattes das Verweben von gepusteter Seide zu Bettdecken nicht als Nebengeschäft treibt.

Junge Mutter. Mit Seife waschen wie jede andere Wäsche, nur nicht so hart, nicht brühen. Durch Bleichen im Freien, im Sonnenlichte oder auch durch Zusatz von ein wenig Essig (giltig).

Hrn. Dr. A. R. in Pyrens. Durch Zusammenreiben von Quecksilber mit Schwefelpulver in einer Porzellan- oder Marmorreibschale.

Hrn. B. G. in B. Leinwand können Sie wasserfest machen, wie uns ein lebenswürdiger Leser dieß mittheilt, durch Aufkochen von Rautschin in Weir, indem Sie mit dieser Lösung die Leinwand bestreichen und sie gut trocknen lassen.

Frau Bertha Spuller in Strassburg. Der Honiggetrag Kaliforniens ist außerordentlich groß. 1884 zum Beispiel betrug er 60 Millionen Pfund. Vornehmend wird er gewonnen in Südkalifornien, San Diego, San Bernardino, Ventura und Los Angeles.

Hrn. D. Braun in Berlin. Beide haben ihre speziellen Vorzüge, die wir hier nicht auseinandersehen können. Lassen Sie sich die erste Lieferung beider neuen Auflagen zur Ansicht kommen und vergleichen Sie.

